

DAS NEUE ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT November 1919

2. Heft

Inhalt: H. Zillich: Gedicht, Der Tod / E. R. Guggenberger: Zukünftige Bürger / Emil Honigberger: Unsere großen deutschen Tonsetzer / H. Seibel: Waldemar Baller, Noelle (Fortsetzung) / H. Zillich: Die Überflüssigen / Rudy Gyula: Sobri / E. Neustädter: Skizzen / Otto Folberth: Skifahrt, Gedicht / Fritz Guth: Der Sieggang / Otto Ott: Unsere politische Kraft / Julius Halász: Kunstleben unter der Sowjetregierung in Budapest / Aphorismen / Verschiedenes / Bilderbeilagen: Ernst Honigberger: Lithographie / Fritz Kimm: Federzeichnung / F. A. Harta, Wien: Tuschezichnung /



Ernst Honigberger: Lithographie.

Der Tod

Von Heinrich Zillich

Ein fattes — rotes, feuerrotes
zuckendes — flimmerndes heißes Bild!
Und wild
in das züngelnde — glühende Rot
springt der Tod!

Acht — stöhnt und wimmert das Haus. —
Aus den Flammen brüllt Einer heraus!
In den Flammen ist Einer drinn
dem tausend heiße Rosen blüh'n!

Die Sense an — die Sense an!
Zwischen den Wänden schreit ein Mann!

Am Dachgesimse tanzt der Tod
und johlt und singt
und jubelt und springt.
Sein bleich Geripp ist feuerrot —
feuerrot!

Die Sense schwirrt,
auffsprüht wie Blut,
am berstenden Dach die gequälte Blut!

Und in die Balken hinein — Balken hinein
schlägt er die Hippe ein!
Schlägt — schlägt — lacht und gelst:
das Dach zerspellt!
Hallo — i — o das Dach zerspellt!

Triefend von Funken sein nacktes Gebein,
springt er in die brennende Stube hinein!
Da flammt der Mann.
Sense an! —

Da — aus dem Nebenzimmer
ein leises Gewimmer,
wie ein Schluchzen im Morgenwind —
Dort liegt ein Kind!
Er horcht. —

Da — langsam reckt er seine Hand
und legt sie ins zischende Tosen hinein,
daß die Flammen vor Entsetzen schreien —
eine zuckende Wand,
stodt das Feuer vor seiner Hand
und brodeln und weint und röcheln schwer —
zurück! und läßt die Stube leer.

Durch die rauchenden Wände drang man ein
und hörte das Kindlein schrei'n;
das hatte der Tod geborgen —
und auf dem Boden fand man verkohlt
den Mann; den hatte der Tod geholt.



Zukünftige Bürger

Aus dem Russischen von Leopold K. Guggenberger, Wien

Katherinengarten. Warmer, heller Tag. Die Allee ist
mit Kindern übersät. Bei einer Gruppe führen die Kinder
folgendes Gespräch:

— Wie heißt du?

— Mitja. Mein Papa ist Doktor. Er hat einen
großen, großen Säbel.

— Und mein Papa ist Ingenieur. Ich heiße Sascha.

— Und wie heißest du?

Diese Frage ist an einen siebenjährigen Knaben ge-
richtet. Mürrisch antwortete er:

— Wanjka.

— Und was ist dein Vater?

Der Knabe zögert und sagte dann, zur Seite blickend:

— Er steht bei der Türe; er öffnet die Türe, wenn
die Herrschaften kommen.

— Portier?

— Ja, Portier.

Die Kinder sahen sich an. Schweigen.

— Gehen wir! sagt der Knabe, dessen Papa „Dok-
tor“ ist.

— Gehen wir! fällt Murotschka ein, dessen Vater
„in die Bank geht“.

Die Kinder laufen davon. Nur Wanka bleibt allein
zurück. Er ballt die Fäuste, schiebt sein Hütchen aus der
Stirn, und geht mit langsamen Schritten, einem Erwach-
senen gleich, seitwärts ab. — — —

Etwas weiter führen einige sechs- bis siebenjährige
Mädel gleichfalls ein Gespräch miteinander.

— Mit wem bist du gekommen?

— Mit dem Fräulein. Und mit wem bist du ge-
kommen?

— Auch mit dem Fräulein. Nur ist unser Fräulein
eine Mademoiselle. Papa sagt, daß alle „Fräuleins“ unsere
Feinde sind.

— Und ich bin mit Mama gekommen. Das macht
aber nichts. Wir haben auch ein Fräulein, aber es ist
jetzt bei meinem kleinen Schwesterchen. Mama sagt, daß
wir jetzt noch eine Musiklehrerin bekommen werden. Und
einstweilen bin ich bei der Mama.

— Spielen wir „Farben“!

— Gut, spielen wir!

— Wir sind aber zu wenig. Dort steht noch ein
Mädchen, rufen wir es.

— Nicht nötig, nicht nötig! Die ist ohne Fräulein
und ohne Mama.

— Sie ist allein? Wo ist denn ihr Fräulein?

— Sie hat überhaupt kein Fräulein, und ihre Mutter
ist auf Arbeit.

— Auf was für Arbeit? Hat ihre Mama bisweilen
zu arbeiten?

— Ihre Mutter ist Wäscherin.

— Wäscherin! — Wäscherin!

Die Kinder laufen zu dem allein dastehenden Mädchen,
umkreisen es und rufen:

— Deine Mutter ist ei-ne Wäscherin, Wä-ä-sche-rin,
Wä-sche-rin, Wä-sche-ri-in!

Das Mädchen durchbricht den Kreis, läuft an das
äußerste Ende des Gartens, und weint, das Gesicht dem
Zaune zugewendet, leise vor sich hin.

* * *

Und hinter dem Wächterhäuschen steht ebenfalls eine
Gruppe von fünf bis sechs Jungen zwischen acht und neun
Jahren.

— Schau, Paschka!, ruft ein neunjähriger Knabe.
Er hat ein freches, herausforderndes Gesicht. Seine Hände
sind rot. Schmutzig. — Seine Hosen sind zerrissen. An den
Füßen trägt er zerrissene, große, offenbar von anderen
bereits abgelegte Schuhe.

— Schau, — sagt er mit heiserer, kalter Stimme, —
wenn einer von diesen kommt . . . — Er zeigt auf die
„anständigen“ Knaben.

— Wenn einer kommt, pfeife . . .

— Ich werd schon pfeifen, tröst dich
 — Du, Mitchka, schleichst dich von hinten an und gibst ihm eins in den Nacken.
 — Ich werd ihm schon geben, sagt Mitchka finster, sorg dich nicht.
 — Und ich hau ihn mit der Faust in den Rücken und dann nehmen wir Reißaus.
 — Mitchka, hinter der Bude hervorlugend, meldet leise: Mir scheint, da kommt einer!
 In der Ferne erscheint ein Knabe, scheinbar derjenige, dessen Vater „Ingenieur“ ist
 — Schau, Paschka, — pfeif!
 — Ich pfeif scho-on!
 Die Knaben verstedeten sich. — — — — —

Nach zweihundert Jahren, das weiß ich, wird das Leben schön sein. —

Aber nach fünfzehn Jahren, nach zwanzig, nach fünf- undzwanzig wird es schwerlich besser sein, als es jetzt ist.

Nach fünfzehn Jahren, nach zwanzig, wenn die zukünftigen Bürger und Bürgerinnen heranwachsen, die ich auf den Spielplätzen beobachten konnte.



Unsere großen deutschen Tonseher

von Emil Honigberger

I.

Christoph Willibald Ritter von Gluck

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte die italienische Oper über ganz Europa. Nur ein Wunder konnte Deutschland vor völliger Verwelschung retten.

Und das Wunder geschah. Vier, fast überirdisch machtvolle Erscheinungen nehmen den Feldherrnstab Polihymnias an sich und führen die deutsche Musik zu den unerhörten Siegen, die den Grund bildeten für die unbestrittene Führerrolle derselben. Sie errichteten das göttlich-deutsche Reich der Töne, welches auch heute majestätisch über allen andern waltet: Gluck, Händel, Bach, Mozart.

Gluck, Sohn eines deutschen Forstmeisters in Niederbayern im Jahre 1714 geboren, wächst inmitten der romantischen Waldnatur auf. Tannenrauschen, Waldesdunkel, Naturstille, Naturfrische, sind seine ersten Erzieher. Im Gymnasium zu Komotau lernt er Musik. Schon in Prag verdient er mit der Musik seinen Lebensunterhalt. Sonntagmorgens sang er im Kirchenchor, nachmittags spielte er den Bauern zum Tanze auf; in der Woche gab er Unterricht. Bald kommt er nach Wien, wo er die herrschende, im höchsten Glanz blühende italienische Oper kennen lernt. Italien, das gelobte Land winkt; er kommt nach Mailand. Hier komponiert er schon und mit seiner zweiten Oper „Artaserse“ wird er eine Berühmtheit. Nun wächst er Schlag für Schlag, schreibt für Mailand, Cremona, Venedig eine Menge neue Opern. Für die Oper „Antigone“ wird er vom Papst zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt. London und Paris umwerben ihn. In Paris beginnt er die Reform der Oper. Er hatte schon ein halbes Hundert dramatische Werke geschrieben, bis er die Anzulänglichkeit der herkömmlichen, verschnörkelten und überladenen Kunstform erkannte. Die Wahrhaftigkeit, die Liebe zur Natur und zum Natürlichen entflamte ihn zu seinem Revolu-

tionswerke. Entschlossen sprach er das Todesurteil über die italienische Oper aus und führte dies Todesurteil mit seinen letzten gewaltigen Schlägen, der „Alceste“, dem „Orpheus“, „Armida“ und seinen beiden „Iphigenien“ unerbittlich aus. Jedes dieser Meisterwerke wurde ein Nagel für den Sarg der verlogenen, welschen Scheinkunst.

Gluck übersetzt den Ernst der antiken Tragödie in sein Musik-Drama. Der Chor wird eingeführt und gewinnt dramatische Bedeutung, Recitative werden ausdrucksvoll, die charakterisierende Instrumentation wird befeelt und durchgeistigt; den ganzen Apparat der italienischen und französischen Oper einigt er zu einem Kristallklaren, lebendigen, erschütternd ernstem Organismus.

Wahrhaftigkeit und Innigkeit des Ausdruckes, knappe dramatische Handlung, tieferfaßte Charakteristik der handelnden Personen, Verwendung neuer Holz- und Blechinstrumente, dramatisch belebte Verwendung des Chores und des mimischen Tanzes, ganz neue Klangfarben in der Instrumentierung machen Gluck nicht nur zum Schöpfer der modernen Oper, sondern er stellt die Grundlagen der Musik, jene ewigen Verhältnisse der tönenden Formen, für alle Zeiten fest, mit denen er der Vater insbesondere der musikdramatischen Entwicklung geworden ist.

Der Kampf, den Gluck um diese unwälzenden Reformen in Paris durchzukämpfen hatte, gehört zu den bewegtesten, der je die Kunstwelt aufwühlte.

Die italienische Oper wehrte sich diesem deutschen Genie gegenüber mit Todesverweissung. Die Vertreter der italienischen Musik stellten ihm den berühmten Komponisten Piccinni entgegen. Jahrelang tobte der Kampf. „Sie Gluck — hie Piccinni!“

Erst nach dem von der Pariser königl. Akademie ausgeschriebenem Wettbewerb, erlitten die Piccinnisten ihre endgültige Niederlage. „Iphigenie en Tauride“, die von beiden Meistern vertont wurde, zeigte die Überlegenheit und das überflügelnde Genie des Deutschen in strahlendster Weise.

„Iphigenie“ bedeutet die Geburt des Musikdramas. Hier gestaltete Gluck das Lebendige der Antike in ebenso vollkommener Weise neu, wie fast zu gleicher Zeit Goethe in seinem gleichnamigen Drama. Gluck besitzt die wunderbaren Ausdrucksmittel schöner und edler Menschlichkeit, wie Goethes Wundergenie. Seine Charakteristik geht hier bis zum letzten Akkord, das Orchester ist voll Farbe Licht, voll Tiefe und herrlich bewegter Kraft, die Melodie fließend und von reinsten Erhabenheit, die Größe des Empfindens von tragischer Wucht. All dies verklärt von einem göttlichen Maßhalten, wie wir es bei Phydias und Aischylos finden, welches Maßhalten uns in eine unendlich reiche Schönheitswelt emporhebt.

Der Kampf war beendet. Abbé Arnaud hatte schon gerufen: „Häuft nur eure Bemerkungen, bayt Theorien, verwerft Gesetze, — ein Mann von Genie wird kommen, wie ein brausender Strom, euere Dämme überschweben und alle Gesetze und Gesetzgeber auf immer verschwinden lassen!“ Der Mann von Genie, der zum innern Genius der Musik wurde, der „brausende Strom“ war in Gluck erschienen.

Der Kampftruf: „Sie Gluck — hie Piccinni!“ verklang, aber Glucks Glorie leuchtete selbstsicher in alle kommenden Jahrhunderte hinein und wurde die Flamme, an der sich Mozart und Wagner entzündeten.





Fritz Kimm: Federzeichnung.

Waldemar Baller

Originalnovelle von Hans Seibel.

(Fortsetzung.)

Wie umgewandelt war Waldemar Baller. Neue Pläne neue Zuversicht rumorte ihm im Kopfe und er begann wieder ausdauernd zu üben und zu lernen. Nach dem Bardienst ging er sofort heim. Um 9 Uhr war er auf und übte bis zur Mittagszeit. Beethoven, Brahms Klaviersonaten verletzten ihn aufs neue in flammende Begeisterung, selbst an Bachs Werke machte er sich und übte und grübelte nach dem versteckten Gold in der Tiefe des wohltemperierten Klaviers. Aber Nachmittag konnte er nicht rasch genug zu Löhnhoffs eilen. Er fühlte, er war in das sprudelnd schelmische Kind verliebt bis über die Ohren. Noch nie hatte er dies kostbare Sehnen nach einem blau-beugten Blondkopf so verwirrend empfunden. Glückliche Stunden vergingen und ein Sommer voll innigster Fröhlichkeit machte ihn leicht und froh. Täglich saß er mit Mariechen auf der blumigen Veranda. Nichtstun und Schäkern und harmloses Scherzen erschienen ihm beseeligender, als aller Kunstkram und selbst seine Lieblinge, Beethoven, Brahms, Schubert konnte er in der Nähe der kleinen Hege vergessen. Und die alten Leute waren täglich lieber, so unaufdringlich freundlich, daß er sich wie ein Kind bei Müttern fühlte. Oft mußte er zum Mittagstisch da sein und ihm schien, als wenn die ganze Familie auflebte. Denn der harte Schlag des Sohnverlustes lastete schwer auf der Familie. Eine stille Schuld schien besonders den alten Löhnhoff zu drücken. Ob sein Trotz den Sohn zu diesem Schritt trieb? Wer weiß? Denn die Löhnhoffs waren alle Trozköpfe und die Mutter klagte darüber: „Alle sind so gute Menschen, aber der Trotz kann sie sinnlos machen“, und auch das so leichte Blut des blonden Teufels, der Marie, konnte oft weinen vor Trotz. Freilich, um im nächsten Moment zu jedem Schabernack bereit zu sein. Als ob die Eltern am Freunde ihres Sohnes gut zu machen suchten, was sie vielleicht an dessen tragischen Tode Schuld trugen, so überhäufte sie Waldemar mit Zutrauen und herzlichstem Entgegenkommen.

Der Sommer drückte heiß auf das Steinmeer von Berlin, der Asphalt der Straßen wurde weich, Dunst und Gestank jagte die matten Arbeitstiere, die sich kein Bad, oder eine Erholungsreise leisten konnten, durch die backofenartige Hitze. In diesen Tagen verlebte Waldemar mit dem Bäckfisch ein ungetrübtes Idyll. Fast täglich fuhren sie hinaus in die Mark, in die Umgebung der nie rastenden Weltstadt und verbrachten wonnesame Nachmittage in der oft paradiesischen Natur des sogenannten Sandkästels. An den Müggelsee, den Wannsee fuhren sie, nach Teltow und weiter hinaus nach Dahlem, an den Oranienburger- und Lehnitz-See. Sie ruderten weit hinaus, lagerten sich an den Ufern der Inseln unter den dichten Bäumen. Oft kamen die Bäume über dem Wasser zusammen, neigten sich von hüben und drüben gegeneinander und bildeten dunkelgrüne Tunnels, kühl und lauschig war es und so einsam. Waldemar konnte jauchzen und mutwillig sein, daß selbst Marie erschrock. Er wußte nicht, ob die Anhänglichkeit des lieben Kerlchens zu ihm Liebe war, oder fand sie in ihm nur einen tollen Spielkameraden? So merkwürdig harmlos und zutraulich war sie, daß er sie oft voller Zweifel beobachtete. Er liebte sie auch keusch und fast kindlich und doch fühlte er sich in ihrer Nähe beseeligt. Eines Tages waren sie über den Tegelsee gefahren und saßen im duftigen Gras am waldbigen Ufer. Er hielt ihr Händchen und streichelte den

goldenen Flaum ihres runden, weißen Armes. Sachte streichelte er hinauf und hinab. Sie ließ es sorglos geschehen und tätschelte ihn mutwillig ins Gesicht. „Mariechen, haben Sie mich ein wenig gerne?“, fragte er leise und scherzhaft. „Ich muß doch meinen gestrengen Lehrer gern haben, sonst klopft er mich nächstens auf die Finger, wenn ich nicht geübt“, lachte sie. Er hatte sie einmal beim Klavierüben überprüft. „Also nur deshalb, o Du bist ein Racker. Komm laß Dich einmal küssen.“ Sie wurde plötzlich so purpurrot, sprang auf und lief davon. Er hatte sich auch erschreckt und sah das Mädchen, wie ein schlankes Reh hinter den Bäumen verschwinden. Sie wird ja wiederkommen, ohne Rahn kann sie nicht fort, dachte er und blieb nachdenklich im Grase liegen. Er hatte einige Minuten in den Himmel hinausgeträumt, als er fühlte, sie muß in der Nähe sein. Ganz leise war sie herangeschlichen und beobachtete ihn. Als er zurücksah, stand sie lächelnd hinter ihm. „Na, Sie Ausreißer, was ist denn los?“ „Nichts, aber . . . sie stockte und konnte nicht weiter. Er zog sie wieder ins Gras, sah ihr lange ins Gesicht, sagte nichts und streichelte ihre Hände. Sie war auch so still geworden. Dann fühlte er wie das Händchen leise seine Hand umfaßte, langsam zog sie seine Hand an die Lippen und ein inniger Kuß darauf, ließ ihn erschauern. Dann senkte sie die Augen und ließ sich ohne Sträuben küssen und Herzen. Kein Wort sprachen sie. Was sollten auch Worte in solchen seligen Augenblicken. Eine Berührung haucht mehr Empfinden, als alle Dichtersprachen der Welt. „Gehen wir nach Hause Waldemar, Vater wird böse sein, wenn ich wieder im Dunkel nach Hause komme.“ Sie stiegen in den Rahn und bald saßen sie in der Elektrischen und waren in der Nähe ihres Wohnhauses abgestiegen. Die fröhlichen Gespräche wollten nicht recht ins Rollen kommen. „Waldemar Sie dürfen nicht sagen, daß wir heute zusammen waren“, sagte sie beim Abschied „und warten Sie mich morgen um halb 3 Uhr am Halleischen Tor“. Mit einem lächelnden „Lebewohl“ entließ sie und ließ sich zum erstenmale nicht nach Hause begleiten.

* * *

Am nächsten Tage konnte Waldemar nicht recht ins Üben kommen. Er sah immer sein zartes Liebchen vor sich, sah die weißen Händchen, die fröhlichen Blauaugen, den mutwillig tänzelnden Gang, wie eines koketten Bäckfischchens. Dann sah er das liebliche Erröten der erwachenden Liebe und fühlte den Kuß der keuschen Lippen an der Hand. Er besah sich seine Hand und lächelte glücklich. „Nein, alter Beethoven, heut gehts nicht, ich muß hinaus.“ Er nahm wieder, wie schon seit Jahren nicht mehr, seinen kleinen Aquarellmalkasten und stob ins Freie. Da läutete der Sommer auf den satten Farben der Hasenhaide. Schnell hatte er ein Malobjekt gefunden. Er wunderte sich selbst wie sicher und rasch sich die kleine Landschaftskizze entwickelte. Nie hatte er so frische Farben erreicht. Das Gold der Wiese, die tiefen grünvioletten Schatten darauf, die farbigen Stämme und der Duft der in bläulichen Tönen erscheinenden Stadt am Horizont, wirkten erfrischend und freundlich. Am Nachmittag schenkte er das Bild Mariechen, die begeistert war und seine Vielseitigkeit nicht genug preisen konnte. „Morgen fahren wir an einen See und ich schau Ihnen zu, bis Sie malen, ja? Aber das Bild gehört mir.“ Sie lachte ihn glücklich an. Alle Bilder der Welt hätte er ihr schenken mögen.

Die alten Löhnhoffs vermißten die Nachmittagsbesuche ihres jungen Freundes sehr, die nun seltner wurden. Sie hatten keine Ahnung, daß die Kinder stets beisammen steckten. Unser Pärchen aber gewöhnte sich fast täglich

die Natur zu genießen und manches heimliche Plätzchen diene ihrer keuschen, reinen Liebe. Er malte jetzt immerfort. Seine Liebe zum Malen, die ihm in den Jugendjahren so viel Freude gemacht, erwachte und drängte die Musik zurück. Er malte fast impressionistische Bilder, die oft bewunderungswürdig die Frische und die leuchtenden Goldfarben einer besonnten Wiese, eines blauen Sees oder des sich am Horizont verlierenden Duftes wiedergaben. Er bekam für jedes Bildchen den kostbarsten Lohn. So verging der Sommer, ungetrübt. Der Herbst kam mit seinem Farbensgewirr, seinem köstlichen Duft, seinen stillen Stimmungen. Nun mußte Mariechen oft zu Hause bleiben. Die Klavierstunden hatten begonnen, Mutter brauchte sie zu Hause und der alte Löhnhoff sah strenger nach dem Tun des Mädchens. Es hatte öfter kleine Szenen gegeben, wenn sie spät heimkam. So malte Waldemar allein und hatte in dem Entzücken, der zum Sterben sich noch einmal reich geschmückten Natur, in dem Schwärmen und Genießen des herbstlich-melancholischen Duftes fast einen Ersatz für sein Mädchel. Waren doch seine Gedanken stets in Verbindung mit ihr und keine Farbe seiner Palette konnte er mischen, ohne an ihrer Augen Blau, an dem Gold des Haares, dem leichten Schimmer ihrer Hautfarbe zu messen. Oft hatte der Gedanke ihn erfaßt, ganz umzufatteln und Maler zu werden. Er fühlte alle seine Empfindungen erblühen und war in dieser Zeit des Malens und Liebens zu seinem eigentlich frohen und innigen Gemüte gekommen, welches durch das angestrenzte, unbefriedigende Musikausüben fast gänzlich verschwunden war. Der bessere Geldverdienst nur hielt ihn vor einem radikalen Schritt zurück. Er wollte nicht wankelmütig sein und kehrte langsam in die Arme seiner verzehrenden Freunde Beethoven und Bach zurück.

Der Herbst mit seiner Nässe, seinen trüben Großstadtstimmungen neigte sich zum Winter, Regen und Schneeflocken wirbelten umher, als er eines Tages in die Bar zum Dienst eilte. Plötzlich sah er Marie, mit der er seit einigen Tagen nicht beisammen war, an der Seite eines jungen Menschen, über die Straße gehn. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Lange stand Waldemar an der Straßenecke und beobachtete, wie das fröhliche Mädchen mit dem Begleiter eifrig sprach und lachte. — Der Dienst wurde ihm heut in der Bar lang. Nach dem Dienst rief er Hans wieder nach so langer Zeit auf einen Bummel. Hans war wie immer ausgelassen und freute sich, daß auch Waldemar tüchtig trank. Mit einem gelinden Schwipps kam er gegen Morgengrauen heim und schlief bis tief in den Mittag hinein.

Er war wie aus den Wolken gefallen die nächsten Tage. Stundenlang konnte er gedankenvoll in seinem Dachstübchen sitzen. Die süßen Tage des Sommers wühlten ihm im Gehirn. Bald konnte er nicht begreifen, wie er sich von dem oberflächlichen netten Mädchen so aus der Verfassung bringen lassen konnte. Er suchte zu vergessen, merkte aber an seinem ganzen Wesen, daß die Sache doch tiefer ging. Er war matt und niedergeschlagen. Überdrüssig tat er seinen Dienst in der Bar, nichts freute ihn. Die Sehnsucht nach der kindlichen Fröhlichkeit der vergangenen Monate peinigte ihn Tag und Nacht. Schlimme, freudlose, einsame Tage folgten. Arbeitsunlustig, interesselos lebte er nun schon seit Wochen. Eines Tages kam ein Brief von Marie: Warum er sich nicht sehen ließe, die Eltern vermiffen sehr seine Besuche. Ein freundliches Briefchen, aber kein inniges Wörtchen darin. Er antwortete nicht und ging auch nicht hin. Tiefe Enttäuschung hatte sein mißtrauisches Empfinden durchsetzt. Allmählich begann er wieder in den heiligen Tempel seiner einsamen, großen

Erzieher zurückzufinden. Ganz niederbeugen wollte er sich nicht lassen. Mit Beethovens hartem Aufschrei: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen“, begann er mit doppelter Kraft zu arbeiten. Er mußte sich aus dem Musikantenpfluß hervorarbeiten und darum setzte er sich ein festes Ziel: Für ein öffentliches Konzert begann er sich mit heiligstem Feuer vorzubereiten. Er übte einsam und ausdauernd. Sein leichtlebiger Freund Hans erschreckte, als er ihm seinen festen Entschluß beibrachte, den Dienst in der Bar zu kündigen. Sein Zureden viel auf Stein. Er brachte einen Vertreter für sich und war glücklich, als er den ersten freien Abend nach langem, unbefriedigtem Dienst durchüben konnte. Sein Eifer, seine ausdauernde Arbeitskraft bewirkte Wunder. Zwar nervös und oft physisch abgemattet, fühlte er sich frei und fand im harten, ersten Streben befreiende Befriedigung. Seine Jugendpläne flammten belebend empor.

Bei Löhnhoffs war es stiller geworden. Zwei Jahre waren vergangen, seitdem Waldemar so plötzlich alle Freundschaftsbeziehungen abgebrochen. Vieles war anders geworden. Der Alte war kränklich geworden und starb kurz darauf. Ein kleines Vermögen setzte die alte Frau in den Stand, die Erziehung ihres einzigen Kindes fortzusetzen. Marias Klavierlehrer hatte inzwischen den hellen Sopran entdeckt und ihr die ersten Anleitungen im Gesang gegeben. Es hatte viel Hader mit der Mutter gegeben, bis sie die Ausbildung zur Sängerin durchsetzte. Die alte Frau fügte sich und hatte die Freude die raschen Fortschritte der lebhaften, musikalischen Tochter beobachten zu können. Marie hatte die kindliche Liebe zu Waldemar bald vergessen, leichtblütig und jung fand sie genug Anbeter und am Konservatorium so viel neue Bekanntschaften, daß sie sich in den Lernrummel bald hineingelebt. Sie hatte immer kleine Liebchaften, übte aber dabei fleißig und entwickelte so eine Energie, daß sie bald zu den besten Subretten der Kempnerschule gehörte. Sie war wie für einen Operettenstern geschaffen: hübsch, prachtvoll schlank gewachsen, geschickt, beweglich, voll sprudelnder Laune und ehrgeizig. Vernünftig und leicht auffassend, war sie mit ihrer glöckchenhellen Stimme bald der Liebling ihrer alten Lehrerin und des Direktors.

Nach zweijährigem Studium konnte sie sich schon zum Probefingen nach Straßburg melden und hatte vollen Erfolg, da sie mit gutem Gehalt dahin als erste Subrette angeworben wurde. Die alte Frau zog mit und es war rührend, wie die junge Sängerin der alten Mutter gegenüber lieb und dankbar war. Sie sorgte für sie, führte sie in Gesellschaften ein; in der Oper saß die Alte immer in der Loge und man konnte sich die reizende junge Sängerin ohne ihr stilles Mütterchen gar nicht vorstellen. Manchem Anbeter war das lästig genug, aber dafür blieb der gute Ruf des Mädchens gewahrt, was sie in den Augen des Direktors hob und über die große Schaar des oft sittenlosen und frivolen Künstlervölkchens stellte. Sie war klug und berechnend geworden, wollte eine berühmte Sängerin werden und entwand sich geschickt von nun an allen Liebeleien, ohne zu verletzen und zu beleidigen. Sie wußte genau auf was es bei einer Sängerin ankam: Sich Freunde und Anbeter zu erwerben, ohne dabei mit dem Herzen beteiligt zu sein. Ihr reizendes und lebenswürdiges Benehmen, ihre Schönheit und kolossale Geschicklichkeit im Auftreten eröffneten ihrer Laufbahn die beste Aussicht. Nach dem erfolgreichen Straßburger Jahr folgte sie einem Engagement ans Theater des Westens in Berlin—Charlottenburg.

In einer rauchigen, dumpfen Bierhalle des Nordens von Berlin lungert schläfrig der Wirt. Es ist schon spät nach Mitternacht und nur einzelne fragliche Gestalten sitzen an den unsaubern Tischen. Abseits, auf seine beiden Arme gestützt sitzt eine auffallende Gestalt vor dem Bierglas. Unordentlich gekleidet. Lange dunkle Haare, das magere, abgehärmte Gesicht, die tiefliegenden, leidenden tiefschwarzen Augen mußten überall Aufsehen erregen. Das Gesicht eines durchgeistigten, leidenden Asketen. Wir erkennen unsern Freund Waldemar Baller. Er war es, den die letzten Jahre so heruntergebracht. Er war hagerer und bleicher geworden, eine maßlose Zerkahrenheit schien aus seinem ganzen Wesen zu sprechen.

Es gibt Menschen, die es verdienen mehr Glück zu haben. Begabt, ernst, tiefempfindsam, von ewigen Zweifeln und von ewigem Drang nach höchster Betätigung geplagt, gehen oft Menschen unter, denen nur ein wenig Glück lächeln mußte. Oh, dem Schicksal kann man nicht in den Rachen greifen, wenn man nicht zu aller Begabung geistige und körperliche Titanenkräfte besitzt. Da sehen wir solch einen hochbegabten Künstler, den das aufreibende Drängen der Großstadt geknickt, die täglichen Erhaltungssorgen aus dem Musentempel in die entwürdigende, schmutzige Bierhöhle gerissen. Eine Knackwurst mit Brot sein elendes Mal, mehr konnte er nicht bezahlen. Es waren harte zwei Jahre, die Waldemar hinter sich hatte. Sein Konzert mißlang, seine Gelder waren aufgebraucht. Die Kritiker hatten seinen Abend kaum erwähnt, den er vor leerem Hause gegeben. Die Anstrengungen der Vorbereitung hatten ihn hergenommen, nun brach er völlig zusammen. Er mußte zum Tanz aufspielen, um nicht zu verhungern. Alle Lebenslust war dahin, nicht einmal die Mühe gab er sich eine Anstellung in den vielen Orchestern zu suchen. Wenn ihn der Hunger trieb, spielte er zum Tanz auf. Schon seit drei Monaten führte er dies sinnlos-trübsinnige, entwürdigende Leben. Nachdem er lange so vor sich hingebriütet, wankt er heim. Ein kleines kaltes Loch war seine Wohnung. Ein Bett und ein altes Sopha waren alles, was darin war. Müde warf er sich hin.

Ein schöner klarer Novembertag leuchtete über dem Häusermeer Berlins. Waldemar ging langsam, gedankenlos über die Friedrichstraße hin. Das Treiben und Kennen der Großstadt konnte ihn nicht aus der Letzargie bringen. „Nur nicht denken, nur nicht denken!“ dachte er immerzu. Mit Gewalt und Verbissenheit hielt er sein aufsträubendes „Ich“ nieder. Nur nicht denken! Er wollte untergehen in diesem rasenden Jagen. Hatte er doch niemanden für wen er leben und arbeiten sollte, für seine Person lohnte es sich nicht. Plötzlich rüttelte ihn eine Hand aus dem Grübeln. „Waldemar, was ist mit Dir? Du bist krank!“ Hans der Geiger stand vor ihm. „Mensch, wie siehst Du aus?“ Hans erschrak vor dem wirren Blick des Freundes. Waldemar schämte sich und reichte dem eleganten Hans todtraurig die Hand. „Komm, komm Waldemar, Du mußt mir erzählen was mit Dir los ist.“ Er zog den sich Sträubenden in eine stille Kaffeekasse, bestellte zwei Kapuziner und sah nun Waldemar teilnehmend ins Gesicht. Er fragte so lange und sprach ihm so teilnehmend und lieb zu, daß Waldemar auflebte. Schluchzend klagte er dem lebenslustigen Freund seine Not. Hans kannte den empfindsamen, wankelmütigen Künstler. „Nein, wer wird sich so unterkriegen lassen. Du kommst zu mir Freundchen ich laß Dich jetzt nicht mehr los, sonst zieht man Dich eines Tages als kohlen-

saure Leiche aus der Spree. Du weißt wohl nicht, ich habe mich scheiden lassen und lebe nun wie der Fisch im Wasser. Du wirst bei mir wohnen, wirst Dich aufraffen und wieder ein Mensch werden. Psui, wie kann ein Künstler, wie Du so schwach sein. Leben, leben, Waldi! Schau, wie ist die Welt so schön und die verdammten Frauenzimmer. Du, in Dich würde sich jedes verlieben. Du könntest ein Glück machen wie ein Märchenprinz.“ Lange sprach er auf ihn ein bis Waldemar wehmütig in alles einstimmt. — Wie ein Vater sorgte Hans für seinen Freund, schüttelte und belebte ihn, kleidete und puzte ihn heraus. Waldemar war tief gerührt und dankbar lächelnd gab er Hans das Versprechen den Kopf obenan zu halten. Hans hatte sich in diesen Jahren mächtig emporgeschwungen. Er führte ein Orchester von 25 Mann und hatte stets glänzende Engagements. Als ziemlich unbedeutender Musiker hatte er durch seine Weltgewandheit, Geschicklichkeit und geschäftliche Tüchtigkeit einen guten Ruf erworben. Er zahlte seine Leute gut, war nobel und freundlich zu jedem. Mit einem Wort: er war ein Glücksmensch, bei dem alles, wie am Schnürl klappte. Mit Waldemar hatte er ganz Bedeutendes vor. Froh, wenn er so wenig als möglich zu tun hatte, wollte er das Orchester weiter nur geschäftlich führen. Waldemar sollte die künstlerische Leitung übernehmen. Überrascht über diesen Antrag, sträubte sich der Künstler, aber Hans wußte alles so darzustellen und ihm so begeistert zureden, als ob er ihm nur den größten Gefallen täte, wenn Waldemar die Kapellmeisterei übernehmen würde. „Geschäftlich wirst Du ja sowieso draufzahlen. Mich alten Fuchs kann man nicht hinter die Ohren haun.“ Waldemar nahm an. Die Freude ward immer größer, sein Wesen belebte sich täglich und als er eines Tages vor der Musikerschar als neuer Leiter erschien, fühlte er sich stark und glücklich. Seine künstlerische Phantasie leuchtete ihm aufs neue hohe Pläne vor. — Hans saß beim Publikum, als das Debüt des neuen Dirigenten erwartet wurde. Gleich das Äußere des Künstlers wirkte auf alle Anwesenden frappierend. Eine elegante Künstlererscheinung wie man sie selten sah. Das scharfe braune Gesicht, die tiefliegenden ernstesten Augen, der scharfe Blick, die schönen langen Locken, die ganze tadellos geschmackvoll gekleidete Gestalt erregte besonders bei den Damen größtes Interesse. Er dirigierte überlegen, ruhig und doch voll verhaltenem Temperament. Sein Erfolg war durchschlagend. Mit dem ersten Abend eroberte er sich das Publikum und die Achtung seiner Musiker. Hans, der treue, selbstlose Hans freute sich, wie ein König, er umarmte Waldemar und prophezeite ihm den Himmel auf die Erde. Tief gerührt dankte ihm Waldemar. „Hans was Du an mir getan, kann ich Dir wohl nie vergelten. Du hast mir bewiesen, daß es treue selbstlose Freundschaft gibt. Du hast mich zum besseren Menschen gemacht.“ Hans lehnte übermütig ab. „Au weh, Du hältst ja an mich eine ganze Ansprache, ich bin Dir mehr zum Dank verpflichtet, denn mein Geschäftchen ist gemacht. Wir haben unser Engagement verlängert und der Kontrakt bewilligt noch fünf Mann dazu“.

(Schluß folgt.)



Zwei Gedichte

Von Leopold R. Guggenberger, Wien

Fasching

Laßt uns in trunkenem Taumel erschauern,
Solang noch das Leben sich lachend uns beut!
Fort mit den Sorgen! — Hinweg mit dem Trauern!
Dafür ist später genügend noch Zeit.

Goldenen Sekt laßt im Glase uns perlen!
Sünde, ich küß dich voll gieriger Blut!
Fort mit Philistern und schläfrigen Kerlen, —
Ein Hoch unsrem jungen moussierenden Blut!

Nachtsturm

Es rast der Sturm mit wütender Gewalt
Und läßt die Scheiben straßenlang erstöhnen.
Das klingt wie einer Riesenorgel Dröhnen,
Daraus ein Lachen höhnisch wiederhallt.

Im Grund erbeben Haus und Tor und Säulen. —
Ihr grabt ins Kissen tief die Stirne ein,
Doch euer Traum betört das wilde Schrein
Und draußen hört ihrs triumphierend heulen.

Die Überflüssigen

Von Heinrich Zillich

Alle sind sie groß und übermäßig schlank. Ihr Ant-
litz von verwischtem Reiz mit feige heischenden Augen,
umgeben von verwaschenem Blondhaar. Der Typus der
deutschen Spießbürgerbestie mit aufdringlicher Bildungs-
und Kunstmeierei, ein Typus, den man nie liebt, der von
vornherein langweilt, manchmal etwas interessiert, um dann
gründlich abzustößen.

Es gibt zu viele im Land —

Sie gehen die alten Wege und schwänzeln zeitweilig,
bewußt und sich selbst vergötternd, — das ist ihre Kunst.

Die sind so leer, wie eine Scheune, aus der alle
Frucht verbannt wurde, um darin einen Tanzsaal der
Eitelkeit und Unkeuschheit zu richten.

Sie schwärmen für die Freundschaft zwischen Mann
und Weib, ohne zu wissen, daß diese Freundschaft ent-
weder der Kadaver einer Liebe oder das Brautkleid zu
einem erotischen Intermezzo ist.

Natürlichkeiten aber sind ihnen unfaßbar, obwohl sie
sie heimlich durchwühlen, um gelegentlich darüber zu
höhnern.

Sie maskieren Sicherheit und werden vor Haß, Wut
und Neugier schwach bei der kleinsten Verachtung, die
ihnen begegnet.

Sie geben sich der ganzen Welt hin, um ein Bravo
zu ernten, aber sind zu feige, einen Schritt von der Heer-
straße zu tun, außer großen Worten, die zu ihren flügel-
schlagenden Kleidern zugeschnitten sind, außer Lächerlich-
keiten, die wie hohle Kapriolen hochschießen, um kraftlos
zu versickern.

Alle schreiben, malen — singen oder tanzen, aber
stets mit dem Gefühle, das durch ihre Züge schreit: Ich
schreibe, ich singe — ich tanze!

Aber so bar sind sie aller Phantasie, daß sie die
Geschehnisse des Lebens nicht modellieren können, daß alles
Erleben durch sie abfließt, wie durch ein Rohr, einzig ent-
stellt durch ihre Parteilichkeit, die entweder verschönert oder
die Schatten häßlich vertieft — ein zweckloser Weg, aber
ihr Lebenswerk.

Sie spielen alle Rollen: die Dirne, die „große
Dame“, sogar die Hausfrau, aber sind Weiber, die nie

an Kinder denken, wurzellos tausend Phantomen nach-
haschen mit der hastlosen Gier der eiteln unbegabten
Menschen, die vor echtem Blut verständnislos stehen.

Sie lieben Eleganz, ohne deshalb geschmackvoll in
ihrem Handeln zu werden, sind deshalb übertünchte Roheit,
Gemütllosigkeit und Tücke.

Und ewig ihr Irrtum, der Mann sehe in ihnen das
höchste Weib, als ob das einfachste liebende Mädchen
nicht weitaus höher stünde und nicht endlos reicher wäre.

So sind sie: Lächerlicher Abklatsch irgend einer Zeit-
richtung, künstlerische oder kulturelle Schweißfliegen, ge-
schmacklose Randalierer — unfruchtbare — geistige
Dirnen —

Sehen wir klar: Hundert Federn schmücken sie heim-
lich, aber tausend Lächerlichkeiten geben ihnen den Nimbus
der Besonderheit, mit dem sie prunken, wie mit Gefühlen,
von denen sie hörten — oder mit denen sie Spott treiben
— wies kommt —

Geistige — seelische Altjungfern —

Wozu weiter?

Weil eine wieder neidvoll und roh aus dem Harm-
losen ein Gemeines schuf? Wozu? —

Wir sind zu reinlich.

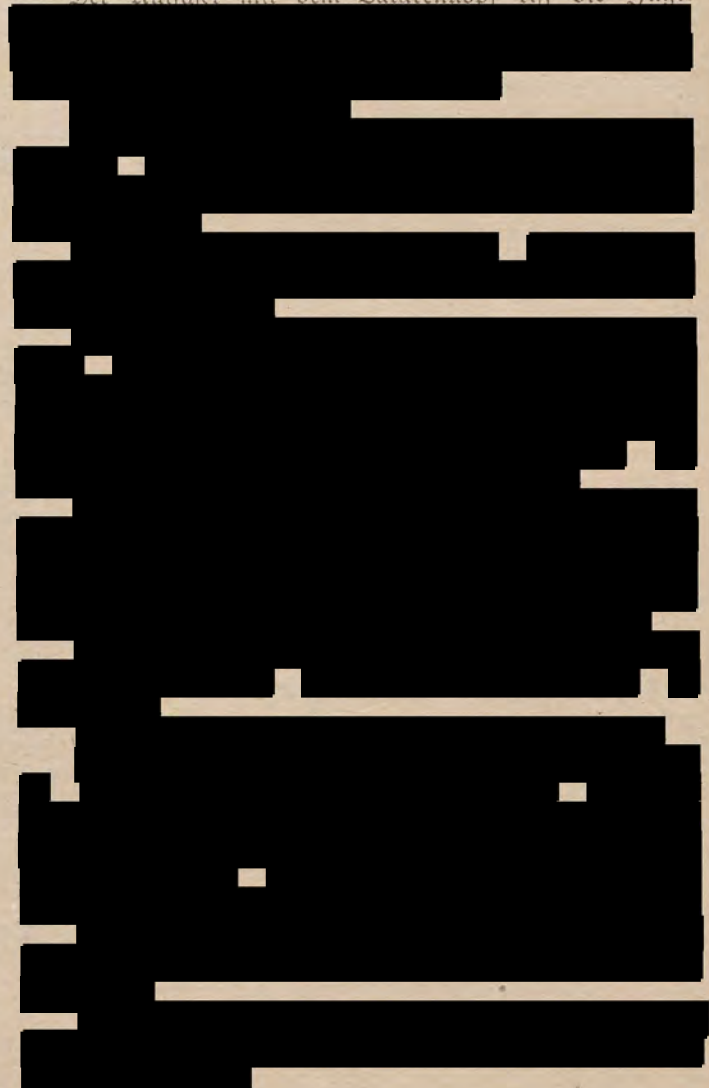


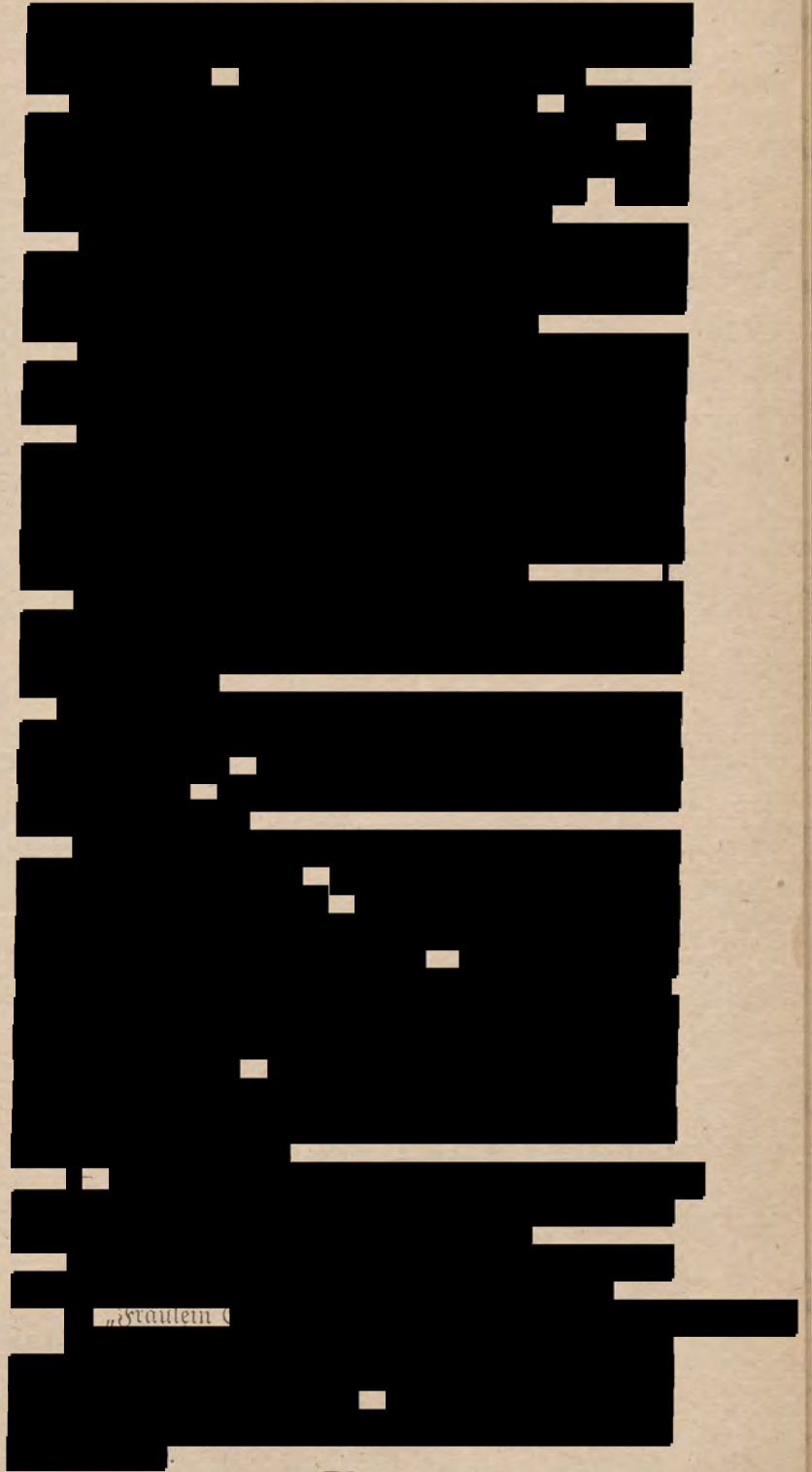
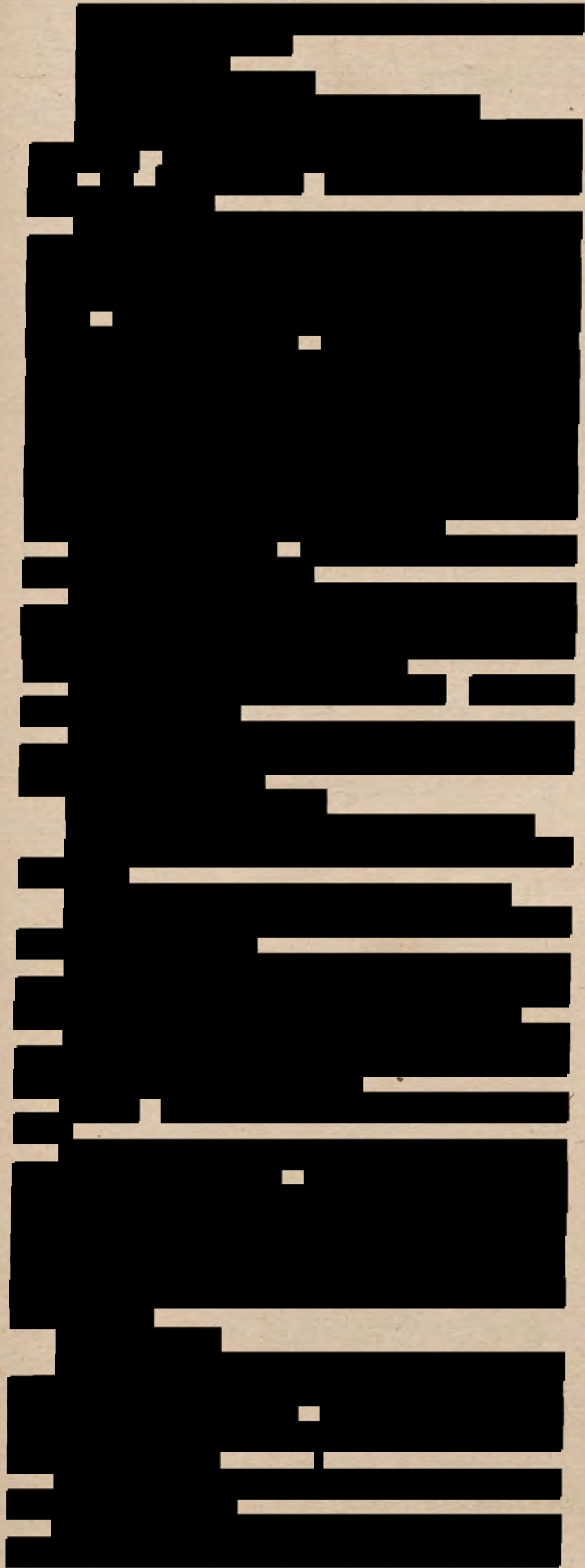
Sobri

Von Krúdy Gyula

Aus dem Ungarischen übersetzt von Emil Honigberger

Der Rutscher mit dem Tatarenkopf riß die Zügel





„Stäulen“



Skizzen

Von Erwin Neustädter

I

Klirr, klack, klirr, klack knirschen die schweren Kram-
pen im Felsen; und langsam und schwer bröckelt Splitter
um Splitter, Stück um Stück vom spröden Gestein.

Gebeugt, mit krummen Rücken, heben sich die Schatten
der Arbeitenden vom blaß-seidig schimmernden Nacht-
himmel. Silber-bläulich, in den Schatten tiefschwarz, blinken
die hart-kahlen Felschädel des Karst im kalt-grünen
Mondlicht.

Dunkel geschwellt, einem tückisch geduckten Raubtier gleich, lauert die finstere Masse des Fajlihib neben uns; und drüben, über die feindliche Stellung schiebt es sich, wie eine Riesenschildkröte, eine düstergraue Wolkenwand.

Selten tiefe, unheimliche Ruhe lagert breit und geheimnisreich über der ganzen Front

Nur dann und wann blitzt es irgendwo in der Ferne kurz auf. Mündungsfeuer; nach einiger Zeit hallt dumpf der Knall des Abschusses nach. Dann pfeift rauschend durch die Luft, irgendwo flammt es sprühendrot auf, ein schmetterndes Krachen rollt herüber — und wieder ist's still.

Dann schießt in leuchtendem Bogen eine Rakete in die Höhe, erhellte die Nacht zum Tag und sinkt in stäubendem Steinregen zu Boden.

Der Lichtarm eines Scheinwerfers geistert auf, huscht hierhin, dorthin — lauert, späht, fingert zuckend ins Dunkel — erlischt.

Und die erstarrten Schatten geistern wieder umher im blassen Mondlicht und nur das Murmeln, Pochen und Knirschen der nächtlichen Arbeit kriecht durch die Stille — die wachende, lauernde, drohende Stille — vor dem Sturm.

* * *

II

Erstes Rot kriecht scheu um die Höhen.

Stolpernd, scharrend, tappen die Leute heimwärts von der nächtlichen Arbeit, den Graben entlang, die engen Kavernenstufen hinab.

Eine zeitlang rumorts noch hin und her; das Werkzeug poltert in die Ecke, die Ablösung wird abgefertigt und allmählich wird's still — Das Klappern der Eßschalen, das Glucksen der Feldflaschen, das lezte Gemurmel ist auch verstummt, nur tiefe, schwere Atemzüge ziehen durch's feucht-lastende Dunkel.

Leise summend blackt die kleine Lampe vor mir und wirft lange, zuckende Schatten im engen Gelaß.

Hinter der Bretterverkleidung piept, quiekt und trippelt die Rattenfamilie; ein Wurm nagt im Holz; pitsch, pitsch tropft es langsam, eintönig, vom Felsen auf die Dachpappe, von der Dachpappe auf's Brotbrett, von dort auf den Boden — pitsch, — pitsch, gleichgültig, unermüdlich, einschläfernd. Und die Schatten machen sich breit an der Wand, und wachsen und glozen mit tiefen, leeren Augen aus allen Winkeln — was wollen sie nur?

Und meine Gedanken verwirren sich — oh, ich bin ja so müde, so müde. — Warum sitz ich nur hier? Wozu dies Alles? Da knirscht ein schwerer Schritt in meine Träume. Die Ablösung — ach so! Und ich suche feuszend die Pritsche auf und krieche fröstelnd in's dürr-taschelnde Eichlaub zu kurzer, sprungbereiter Ruhe.

Es will ja wieder Morgen werden.

* * *

III

Feuer — Leben!

Wie seid ihr einander verwandt! Ihr seid Geschwister. Aus unbekanntem Dunkel kommt ihr, leuchtet, wärmt und — vergeht.

Ein Kampf, ein ewiges „Sich-selbst-verzehren“ ist eure Existenz.

Leben gibt es, die wie aus gewitterschwangerer Wolke niederfahren, gewaltig, unwiderstehlich, vernichtend — und doch auch segenspendend, gleich dem Blitzstrahl des Prometheus.

Und aufflammt die Lohe, blendend und schön zu sehen, lodern bis zum Himmel und sinkt plötzlich, wie sie sich erhoben, auch kläglich wieder in sich selbst zusammen zu stäubendem Aschenhäufchen — Strohfeder.

Und stille Feuerchen, gibt es, die in anspruchsloser Genügsamkeit ein Süppchen wärmen, Freundlichkeit und Behagen spenden — man sucht den Frieden ihrer Nähe — was brauchen sie mehr?

Doch tückisch und dumm zugleich ist die Glut, die im Dunge schwelt und feuchtem Stroh und die sich nur durch edlen Qualm verrät. Gefährlich wird sie nur durch ihre Masse unreifen oder verbrauchten Unrates. Reißt sie auseinander und gebt ihr einen Guß Spülwassers, gleich zu gleich, und sie wird kläglich ersticken.

Aber weiß, rein und ohne Rauch ist die heißeste Glut. Sie wirkt im Stillen und ist nicht weit zu sehen, aber hinein schauen kann niemand, sie blendet dein Augenlicht, wie die Sonne. Ihr kann nichts standhalten; nicht Fels, nicht Stahl; sie sondert Schlacke vom Edelmetall.

Aber zügellos, wild, verheerend rast der Brand dahin. Was tausend Hände mühsam erbaut, geschichtet, gestappelt — er reißt es nieder mit raffender Faust in einem Hui — und Trümmer, Jammer und Elend zeichnen seinen Weg.

Doch Flammensäulen gibt es — zuckend, lodern, wie in ungeheuerem Weh, aufwärtsstrebend, aufwärtsweisend, sich selbst in ungeheuerem Brand verzehrend, um die Nacht zu durchleuchten. Niemand kennt ihren Ursprung, woher, wohin — denn wer sie erfassen, ihnen nahen will, kehrt nimmer wieder.

Aber aus der Ferne folgen die Völker gaffend, staunend, vertrauend — wie dem Stern von Betlehem.



Skifahrt

Von Otto Folberth

Lichtüberfluß strömt durch die Weiten. . .
In blaue Himmelsunbegrenztheit
strahlt das Sonnensneeland
seine unberührte jungfräuliche Schönheit.
Zart hebt sein reiner Hauch sich von der Erde
und ertrinkt in Licht. . .

Höher, höher, unserer Sehnsucht nach,
steige mit mir, Wandergesährtin,
träumende Gärten
wurzeltleischlummernde Rebhänge
erklimmend
Berge hinan!
Endlich, endlich wird es stiller um uns,
jetzt, jetzt schweigt — alles.
Wir stehn im Holweg. . .
Dorngebüsch, Holunderwerk und Hopfentanken
wölben zu einander sich,
tragen weiße Krönungsmäntel sich entgegen,
die von Sonngoldlichtern reich gesäumt sind,
und warten ehrfurchtsvoll gebeugt,
schweigend, lauschend, hoffend
auf den Zauberspruch,
der von der Licht- und Schönheitsüberfülle
dieser Winterpracht
sie lösen könnte.

Auch du, auch du stehst
bilderreich und traumtief,
sonnetrunken
im neuen Märchenland

wie eine Königin — vom Schmucke schwer,
Schweigend, lauschend, hoffend
auf einen Zauberspruch. . .
Mein Dornröschen, noch nicht wache auf!
Noch ist nicht Zeit zum Zauberspruch,
hinauf! hinauf!

. . . Ach, herrlich ist's auf diesen Höhen!
Lichtüberfluß strömt durch die Weiten,
es fliegt die Seele durch den Raum,
durch Goldmeere schwimmt unser Schau'n
und aus der Ferne
nebelzart verhüllt
leuchten
die Spitzen der Ewigkeiten
Mein Dornröschen, noch nicht wache auf!

Gleich, gleich gleiten wir hinunter.
Noch den Abschiedskußblick dieser Winterschönheit,
und dann —
ein langsames Versinken,
Kreisen,
Schwingen, Schwinden,
wie Hinübergleiten in die Seeligkeit.
Ist's Traum, ist's Leben?
Dieses Säusen, Brausen,
Weltdurchstürzen,
Fallen, Fliegen?
Schneedornröschen, wach', wach' auf!
Es rauschen Berge, Wolken, Winde
an dir vorbei.
Es fällt die Welt,
das Leben bricht.
Nun schlage seine Pforten auf!
Nun, nun ist's Zeit zum Zauberspruch:
„Liebe den Trieb, lenke den Lauf!“
Nun fliege! flieg' das Leben durch!
Glückan! Glückauf!

In blaue Himmelsunbegrenztheit
strahlt das Sonnenschneeland seine Schönheit.
Zart hebt sein reiner Hauch sich von der Erde
und ertrinkt im Licht.



Der Giegganz

von Fritz Guth (Hermannstadt)

Jeder auch nur etwas Gebildete weiß, heute, daß der Giegganz zu jenen geheimnisvollen Wesen gehört, die wie Ahasver, der Golem oder Uraune, von Zeit zu Zeit auftauchen, die Menschen in Entsetzen und Verwirrung bringen und dann spurlos wieder verschwinden. Den wenigsten aber wird es bekannt sein, daß der Giegganz vor fünfzig und etlichen Jahren auch in Siebenbürgen gehaust hat und manch rätselhafter und nie aufgeklärter Fall auf ihn zurückzuführen ist.

Ich war damals ein Bub von sechs Jahren und wohnte mit meinen Eltern am Ende der Stadt in einem kleinen Häuschen, wo mein Vater das sinnige Handwerk eines Webspinners betrieb. Da siedelte sich in unserer Nähe ein Mann an, der sofort meine Aufmerksamkeit in höchstem Grade erregte. Es war ein schon bejahrter langer hagerer Gefelle, der einen weiten schwarzen Havelock trug, der beim Gehen immer heftige Wellen schlug, so daß es

ausfah, als rudere oder schwimme sein Träger durch die Straße. Das Gesicht des Mannes war gekennzeichnet durch eine scharfe Hackennase und enge bei einander liegenden kleinen schwarzen Auglein. Dieser Mann nannte sich Heinrich Leubelsing und gab vor, von dem Verkauf von allerlei Kräutern zu leben, die er auf den umliegenden Bergwiesen sammelte. Und in der Tat sah man ihn oft genug hinausstolz mit einer großen Botanisiertrommel bewaffnet.

Seinen Haushalt führte ein kleines altes verhuzzeltes Weiblein, das nie die Wohnung verließ, nie mit jemandem sprach und alle Besucher schon vor der Türe abwies. So erschien mir und andern Knaben der Straße dieses Heim, das noch niemand gesehen, doppelt interessant und verheißungsvoll. Da einmal hineingehen zu können, wurde das höchste Ziel unserer Kinderwünsche. Umsomehr als aus dem Hof hinter dem festverschlossenen Tor ein ständiges Quicken, Brüllen und Brummen unbekannter Tierstimmen zu hören war. Die Eltern freilich, schüttelten bedenklich den Kopf zu dem Treiben des neuen Nachbarn und waren nicht wenig geneigt, die plötzlichen Todesfälle, die an allerlei Haustieren sich damals ereigneten, auf seine geheimnisvolle Wirksamkeit zurückzuführen.

Einige Zeit vor Weihnachten kam ich in der schon frühen Abenddämmerung aus der Schule nachhause, als ich in unserer Gasse Herrn Leubelsing begegnete, der eben mit seiner Botanisiertrommel von einem Ausflug zurückkehrte. Als ich ihn, wie immer, voller Neugierde musterte, sah er mich plötzlich aus seinen kleinen Auglein scharf an, trat dann auf mich zu und sagte:

„Du, Kleiner, willst Du einmal zu mir hereinkommen?“

Schauer und Freude überliefen mich gleichzeitig so stark, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Ich nickte nur zustimmend mit dem Kopfe und legte meine Hand in seine knochige Rechte, die er mir entgegenstreckte. Die hageren Finger umschlossen fest mein Gelenk und nun folgte ich einem äußern und einem innern Zwange gleich willenlos. Als wir in den Hof traten, begrüßte die Alte Herrn Leubelsing mit einem Schall von Worten einer fremden Sprache, worauf er nur kurz etwas erwiderte. Der Hof wimmelte von Hunden, Katzen, Meerschweinchen, Tapiren. Ein steinalter, ganz grauer Uhu mit glühenden Augen saß auf einer Stange, ein Flamingo stolzierte majestätisch durch all das Gewimmel. Die Tiere kamen schnuppernd und wedelnd an mich heran, ein kleiner Affe kletterte behend an mir herauf und sah mir Grimassen schneidend ins Gesicht.

Herr Leubelsing verjagte die Tiere und führte mich in das kleine niedere Haus hinein. Heute noch kann ich das sonderbare Gefühl in voller Deutlichkeit nachempfinden, das mich umfing, als ich durch die Höhlenöffnung der Türe in dies dunkle Gemach trat. Zuerst unterschied mein Auge gar nichts, dann aber gleißte mir allmählich ein phosphoreszierendes Licht entgegen, das von einer Menge absurder Gegenstände ausging, die an den Wänden hingen, auf Tischen und Komoden lagen und ein geisterhaftes selbständiges Leben zu führen schienen. Da waren Bälge von Polarfüchsen und gewundene Antilopenhörner, Embryonen in langen Gläserreihen auf einem Wandgestelle, getrocknete Riesenekalyptusblätter und Früchte vom Embahubabaum. Was aber am meisten durch die Dunkelheit schimmerte, war eine Anzahl von Schächtelchen, die in einem Glaschrank standen und auf denen sonderbare Worte geschrieben waren: „Seele A“, „Seele N“, „Seele H“.

Der Giegganz führte mich zu einem Stuhl, der unmittelbar vor der einen Längswand stand, und zwar so, daß ich niedersitzend das Gesicht der Wand zukehrte. Da saß ich nun, hielt meine Schiefertafel fest an mich

gepreßt, meine hohe Pelzmütze hatte ich auf dem Kopfe behalten und wartete in maßloser Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Ich hörte den Mann eine Zeitlang im Zimmer rumoren, dann wurde es still. Plötzlich ergriff mich eine fürchterliche Angst. Ich wollte aufspringen, davonlaufen, merkte aber, daß ich mich nicht rühren konnte. Alle meine Glieder lagen wie gelähmt, in einen unüberwindlichen Bann geschlagen. Plötzlich öffnete sich die Wand vor mir, eine Ofentüre, die ich bis dahin nicht bemerkt, wurde zurückgeschoben, blendende Helligkeit, leuchtende Weißglut schlug mir entgegen. Zuerst schloß ich wie vernichtet von dem auf mich eindringenden Übermaß von Licht und Wärme die Augen, bald aber öffnete ich sie wieder, denn ein Gefühl von unendlichem Wohlbehagen hatte mich erfaßt. Ich konnte ruhig in die Weißglut vor mir blicken und sah nun in dem ewigen wechselnden Flammenschein die herrlichsten und köstlichsten Bilder entstehen und vergehen.

Erst sah ich ein ungeheures Firmament sich vor mir aufstun, an dem die Sonnenbälle majestätisch dahinzogen und Gottvater mit einem melodischen Gesange priesen. Dann welkten sie dahin, ihr Blütenstaub versprühte ins All und es wuchsen viele kleine liebe Mädchen auf, die Lockenköpfchen und Engelsflügel trugen. Einige von ihnen nahmen rasch und mächtig zu, während andere bald verblaßten und verschwanden. Die bleibenden wurden zu schönen Weibern mit leuchtenden blühenden Gliedern, über die sich plötzlich ein befruchtender Strom ergoß, entsprungen aus einem mächtigen quellenden Felsen-gebirge. Dann liefen zierliche Gazellen unter prächtigen tropischen Bäumen einher und tranken fromm das Wasser eines leis und gewaltig daherziehenden Flusses. Ein überirdisch schönes, mildes Duldergesicht wurde sichtbar, das bewegte die Lippen und sprach unhörbar, doch verständlich: „Leid und Liebe, Liebe und Leid!“ Eine Stadt mit hundert goldenen Türmen und tausend silbernen Kuppeln erhob sich, und frohe Menschen in glänzenden Gewändern wandelten singend zu marmorweißen Tempelhallen.

Zwischen allen diesen Gesichtern bemerkte ich hie und da das Antlitz Herrn Leubelfings, das gewissermaßen über der Weißglut des Ofenschens schwebend, mich scharf und prüfend beobachtete. Sein sonst so stechender, unheimlicher Blick hatte jetzt etwas fanatisch Verklärtes, wie das visionäre Auge eines in die Zukunft Schauenden. Was hatte er nur mit mir vor? Was wollte er? So dachte ich in den kurzen Pausen, die mir das Schauen ließ, krampfhaft nach. In instinktivem Bedürfnis nach dem Festhalten der konkreten Wirklichkeit fühlte ich nach meiner Schiefertafel. Ich konnte sie nicht mehr fühlen. Da blickte ich hinunter auf meine Hand, und ein momentan lähmender Schrecken erfaßte mich. Die Hand, der ganze Arm, samt Rock- und Mantelärmel war eingeschrumpft, verdorrt zu einer schwarzen verkrümmten Masse. Ich blickte auf meine Beine. Nur unkennliche Stümpfe hingen kraftlos vom Stuhle herab. Plötzlich erblickte ich auch meinen Kopf. Er war eine haarlose mit braunem verrunzeltem Leder überzogene Totenmaske, die aus glanzlosen Augen in die Glut vor sich stierte. Ich erblickte ihn von oben, also mußte ich über ihm schweben. Und plötzlich ward mir klar: Der Sieggang hatte meine Seele aus meinem Körper herausdestilliert. Ohne das Bewußtsein zu verlieren, während sie durch die Bilder gefesselt war, hatte sie den Körper verlassen und schwebte nun dahin, willenlos der überlegenen Kraft des Meisters preisgegeben. Ich sah noch wie, er triumphierend über das gelungene Experiment meinem kleinen, leblosen einge-

schrunpften Körper einen Stoß gab, daß er vornüber vom Stuhle fiel. —

Als man mich am nächsten Tag überall suchte und auch in die verschlossene Wohnung des Heinrich Leubelfing mit Gewalt eindrang, war er spurlos verschwunden. Nur meinen verkohlten Leichnam fand man auf dem Boden liegen. Noch hielt die dürre Hand die Schiefertafel mit dem verbrannten Rahmen fest an den Leib gepreßt. Mein Vater hat mir oft mit Tränen in den Augen diesen jammervollen Anblick geschildert. Ich hatte nämlich das Glück, daß ich bald darauf als zweites Kind meiner Eltern wieder auf die Welt gekommen bin. —



Unsere politische Kraft

von Otto Ott.

I.

Wenn das Ziel einer Politik einmal festgelegt ist und es sich darum handelt die Brauchbarkeit der eingeschlagenen Richtung und die Zweckmäßigkeit der angewandten taktischen Mittel zu beurteilen, so darf das Kraftverhältnis der um Geltung ringenden Gruppen nicht übersehen werden. Denn ebenso wie Krieg Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, muß auch umgekehrt Politik als Kampf aufgefaßt werden. Kampf, in dem alle Abstufungen des Krieges zu finden sind, von der tosenden Schlacht bis zum unscheinbaren Geplänkel, wo aber stets das Verhältnis der aktiven und potentiellen Kräfte von größter Bedeutung ist. Aber ebenso wie im Kriege die bloße Quantität der einsehbaren Kräfte nicht allein ausschlaggebend sein kann, so ist auch im politischen Leben die Kopfzahl allein nicht maßgebend. Ja man kann behaupten, daß in der Politik die geistigen Kräfte von noch größerer Bedeutung sind und in der Zukunft an Einfluß noch gewinnen werden. Zwar erscheint heute, am Ende des Weltkrieges, auch in dieser Beziehung, alles auf den Kopf gestellt, und vieles sehr verdunkelt, wenn man aber von den mannigfachen, verwirrenden Nebenereignissen und Einzelercheinungen absieht und die Hauptereignisse aus größerer Weite vorurteilslos zu erfassen sucht, so kommt man doch zum Ergebnis, daß der Weltkrieg als das Ringen tiefer innerer Kräfte um Befreiung und Ausgleich aufzufassen ist und daß alles andere nur als Parallelerscheinung oder Nebenereignis in Betracht kommt. Der Weltkrieg hätte nie die Bedeutung erlangt, die er für Europa tatsächlich besitzt, ohne das Nationalitätenproblem der Osterreich-ungarischen Monarchie und der Türkei, und in diesem Zusammenhang ist sein Beginn eigentlich vom Tage des Ausbruches des Balkankrieges zu rechnen. Der Kampf um den wirtschaftlichen Vorrang zwischen Deutschland und England ist als Parallelercheinung, der Vergeltungskrieg Frankreichs als Nebenereignis aufzufassen. Beide sind in ihrer Ausdehnung und Wirkung ohne das Nationalitätenproblem undenkbar und man kann bei Aufrechterhaltung des Standpunktes der geschichtlichen Gerechtigkeit den Sieg Englands dem Umstande zuschreiben, daß es seine Angelegenheit mit den tief begründeten Ansprüchen der Völker Mittel- und Osteuropas zu verketten wußte, während Deutschland diese Einsicht und Voraussicht fehlte. Deutschlands Bündnissen, die alle nur auf der Übereinstimmung der gouvernementalen Gesellschaftschichten begründet waren, fehlte die Verankerung in der Überzeugung der Völker, und seine Niederlage kann als Folge eines Systems aufgefaßt werden, das den Einfluß und die Kraft der organisierten Staatsgewalt

über die elementaren Kräfte des Volkswillens setzte. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet ist es begreiflich, daß die Zentralmächte als antidemokratisch und reaktionär verschrien waren und sich die Sympathie der ganzen Welt der Entente zuwandte.

Wenn man die Stellung des Deutschtums im neu-geschaffenen großrumänischen Staate betrachtet, so muß man zugeben, daß seine Bedeutung seinen zahlenmäßigen Anteil an der Gesamtbevölkerung bei weitem übertrifft. Nicht nur, daß wir im Bezug auf Bildung, moralische und materielle Kraft mit zu den Besten dieses Landes zählen, sondern auch aus der Zusammensetzung der Bevölkerung und deren gegenseitigem Verhältnis strömen uns Kräfte zu, die außerhalb des politischen Kalküls zu lassen Kurzsichtigkeit, ja sträflicher Leichtsinns wäre. Wir haben über diese Kräfte noch kein genaues Bild, werden aber in Kürze, wenn die Friedensverhandlungen beendet sind und das Parlament auf Grund des neu zu schaffenden Wahlrechtes zusammentreten wird, einen ungefähren Maßstab über die zu erwartende innere Struktur dieses Staates an die Hand bekommen. Es wird sich zeigen, daß die Möglichkeiten in diesem Lande unseren nationalen und kulturellen Standard aufrecht zu erhalten gar nicht so gering sind und daß innerhalb des rumänischen Parlamentes ansehnliche Kräftegruppen vorhanden sein werden, die unsere gerechten und vernünftigen Aspirationen sich zu eigen machen, oder sie unterstützen werden.

Ein Faktor von ganz bedeutender Stärke unter den herausziehenden Mächten der Zukunft ist die soziale Umgestaltung, die in beschleunigtem Tempo alle Staaten Europas erfassen wird, die bisher ihrem Einfluß entrückt waren. Daß wir diesen weltgeschichtlichen Notwendigkeiten bisher furchtsam und durchaus ablehnd gegenüber standen lag nicht ausschließlich an unserem übermäßig konservativem Sinn, sondern auch an den Komplikationen und Verschiebungen, die unsere rein nationalen und kulturell-kirchlichen Einrichtungen durch sie erleiden. Heute ist die Zeit gekommen den unvermeidbaren sozialen Umgestaltungen bei der Konzeption unserer Nationalpolitik Rechnung zu tragen und alles daran zu setzen um auf die Bildung und Führung der neu entstehenden Parteiungen Einfluß zu gewinnen. Damit dies aber geschehen könne ist es notwendig, daß sowohl unsere nationale Organisation, als auch unsere sonstigen Institutionen selbst zeitgemäße Reformen in sozialreformerischem Sinne durchführen und daß vor allem die grundsätzliche Auffassung als ob national und sozial im grundsätzlichen Gegensatz ständen, fallen gelassen werde. Wir müssen selbst die Möglichkeit ins Auge fassen, daß das Deutschtum nicht in einer einzigen Partei vereinigt ist und unsere Volksorganisation dementsprechend umgestalten. Gerade die sozialreformerischen Parteien zeigen Tendenzen, die mit unseren Bestrebungen oft parallel laufen und wo es den Kampf gegen Ausbeutung, Unterdrückung und Vergewaltigung aufzunehmen gilt, da werden wir durch sie stets wirksame Unterstützung finden.

Einen nicht unbeträchtlichen Kraftzufluß können wir aus der Entwicklung schöpfen, den der Geist humaner Denkart, besonders infolge des Weltkrieges, allgemein genommen hat. Mag heute noch hinter so mancher edlen Geberde Egoismus und Scheinheiligkeit hervorbrechen, die Tatsache, daß das Bewußtsein von der Notwendigkeit eines größeren Gemeinschaftsgefühles der Menschheit gewachsen ist, kann nicht geleugnet werden. Völkerbund und Minoritätenschutz sind auch in ihrer Verzerrung und Unzulänglichkeit zweifellos Beweise dafür, daß die Staatsmänner der Weltmächte damit rechnen, Gefühlswerte, die im allgemeinen Menschenrecht begründet sind, bei ihren

weltpolitischen Kombinationen nach Kräften auszunützen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß unsere Staatsmänner, die durch ihre Äußerungen Proben einer humanen und gerechten Denkart geliefert haben, diese Gefühlswerte auch in Kalkulation ziehen werden.

Wenn wir so die Überzeugung gewinnen, daß wir in das Völkermeer Großrumäniens eingebettet nicht ganz auf uns allein gestellt sind, sondern auch von günstigen Kräften gestützt und getragen werden, so können wir die stärkste Zuversicht für unsere nationale Selbstbehauptung doch nur aus unserer eigenen Kraft schöpfen, die schließlich nur durch den Ausbau und die Festigung unserer nationalen Organisation gesteigert werden kann. Als im Juni d. J. die Grundlagen für eine solche Organisation in Hermannstadt niedergelegt und im September in Temesvar weiter entwickelt wurden, trat als größte Schwierigkeit der Funktion dieser Organisation die große räumliche Trennung der einzelnen Volksgruppen in den Vordergrund. Es wurde zwar eine Zentraleitung geschaffen, der Vertreter aus allen Gauen angehören, die tatsächliche Wirkung dieser Zentraleitung wird aber solange in Frage gestellt bleiben, als nicht ständige Vertreter aus allen deutschen Gauen Großrumäniens in Hermannstadt bestellt werden. Nur wenn der dauernde Einfluß verschiedener Gaue durch ständige Vertreter gesichert wird, kann von einer wirklichen Zentraleitung gesprochen werden, die ununterbrochen Fühlung mit den Gauen unterhält, über deren politisches Leben stets unterrichtet ist, ihre Bestrebungen kennt und sie von einem größeren Gesichtspunkte aus in Einklang mit den Gesamtinteressen zu bringen weiß. Da die ständige Vertretung der Gaue aber mit Kosten verbunden ist, so könnte die Lösung dieser Frage entweder dadurch erfolgen, daß die Vertreter der Gaue gleichzeitig als Abteilungsleiter des zu schaffenden Zentralbureaus wirken, oder daß die Zentraleitung nach Bukarest verlegt und die Vertretung der einzelnen Gaue mit Abgeordnetenmandaten verbunden wird. Auch eine Kombination beider Möglichkeiten kann in Betracht gezogen werden und bietet den anderen beiden gegenüber vielleicht die größeren Vorteile. Die Verlegung der Zentraleitung in das politische Zentrum ist jedenfalls von größter Wichtigkeit und die Verbindung von Abgeordnetenmandaten mit der ständigen Vertretung und Mitarbeiterschaft im Zentralbureau bietet die Möglichkeit, ein wirklich großzügiges Zentralbureau einzurichten, in dem gleich einem Volksministerium alle Volksangelegenheiten politischer, kultureller und wirtschaftlicher Art zusammen strömen und einheitlich bearbeitet werden. Auch würde dadurch die Möglichkeit geboten, daß wir uns eine kleine Kernschar von Berufspolitikern heranziehen, die wir in Zukunft nicht entbehren können. Auch unsere Presse würde durch die Mitarbeiterschaft solcher, in alle Zweige unserer Volksinteressen eingeweihter Männer, aufs günstigste beeinflusst werden.

Da die Erhaltung eines solchen Zentralbureaus mit etwa einer halben Million Kronen veranschlagt werden kann, so müßte zur Aufbringung dieser Kosten eine freiwillige Volkssteuer ausgeworfen werden.

Nicht minder wichtig als die Organisation nach oben ist die Organisation nach unten, die den letzten Mann umfaßt, das Bewußtsein seiner Volkszugehörigkeit wach hält und die Abbröckelung einzelner Teile verhindert. Besonders wichtig sind solche Organisationen in den Städten, wo das deutsche Volk durch fremde Elemente durchsetzt ist und sich die das völkische Bewußtsein schädigenden Einflüsse, in stärkerem Maße geltend machen. In den sächsischen Städten haben sich die in Hermannstadt

neu belebten und in Kronstadt weiter entwickelten Nachbarschaften als eine Organisation bewährt, die geeignet ist die Verbindung zwischen Volk und politischer Leitung aufrecht zu erhalten, die der Leitung das feste Fundament bietet, auf dem ihre Stellung ruht und zugleich die Möglichkeit Aufklärung und Richtung bis ins letzte Bürgerhaus zu tragen. Es ist wünschenswert, daß solche und ähnliche Organisationen* in allen deutschen Städten geschaffen werden, denn erst eine einheitliche, bis in die Tiefe gehende Organisation, mit einer einheitlichen, obersten Leitung, kann uns zu dem machen, was zu werden die historische Entwicklung bisher nicht gefordert hat, wozu wir aber jetzt genötigt werden: zu einem Volk.



Hunderteinunddreißig Tage in Budapests Kunstleben unter der Sowjetregierung

Von Julius Halász jun. (Kronstadt)

Das Ausrufen der Proletardiktatur erweckte nicht einmal unter den Fabrikanten, Kapitalisten und Grundbesitzern einen solchen Schrecken, als in den Hainen der Kunst. — Was wird aus der Kunst, wenn die Mäcene aufhören zu existieren? Wer wird Bilder kaufen? Wovon werden die Künstler leben? — Diese und ähnliche Fragen kursierten in den Künstlerkreisen.

Noch nie sah man so klar, wie weit die Kunst in Budapest von ihrem wahrhaftigen Zweck entfernt war und wie sehr sie an den Kapitalismus, welchem jetzt die Vernichtung drohte, gebunden ist. Die Künstler verbanden ihr Schicksal selbstverständlich mit dem Schicksal der Kunst und es gab viele, die in der Meinung, daß mit dem Ende des Kapitals auch das Ende der Kunst gekommen sei, die Sturmglöcke anschlugen.

Als die Künstler sich von dem ersten Schrecken erholt hatten und um sich blickten, sahen sie, daß sich bereits jedermann in irgend einer Fachorganisation untergebracht hatte; also begannen sie sich auch rasch zu organisieren, und gar bald bildeten sich die Fachorganisationen der Maler, Schriftsteller, Musiker, Architekten und Schauspieler. Es ist unmöglich den Andrang zu beschreiben, der um das Hineingelangen in diese Organisationen entstand. Alle, die je eine Feder oder einen Pinsel in der Hand gehabt, gaben sich jetzt als Schriftsteller oder Maler aus. Die Künstler vermehrten sich alsbald in so gefährlichem Maße, daß innerhalb der Fachorganisationen Schiedsgerichte notwendig wurden, welche — obzwar sie nur ein minimales technisches Können forderten — einen großen Teil der Mitglieder ausschließen mußten. Um in die Fachorganisation der Maler hinein zu gelangen, mußte man zeichnerisches Können nachweisen, welches die „Akademie der bildenden Künste“ bei der Aufnahme der Kunstjünger forderte. Den heißen Kampf, welcher besonders um die Aufnahme in die Fachorganisation der Maler entstand, erklärt einigermaßen der Umstand, daß die Sowjetregierung alle Farben unter Schloß und Riegel versperre und nur den Mitgliedern der Fachorganisation solche aushändigte.

Die Fachorganisationen waren gebildet, aber die Unsicherheit, das nervöse Warten dauerte weiter.

Die Sowjetregierung hätte mit den Künstlern auch tun können, wie sie es mit den Rechtsanwälten gemacht, als sie zu Kun Béla gingen und für ihre Lebensmöglichkeit Sicherheit erbat. Er antwortete ihnen:

*) Aber die Organisation der Nachbarschaft werden wir in einem unserer nächsten Hefte orientieren.

— Ja, als man die Ecseder Sümpfe entwässerte, frug niemand, was mit den Fröschen geschehen wird?

Den Künstlern gab die Sowjetregierung nicht diese Antwort. Sie wollte beweisen, daß die Herrschaft der Proletarier das Ausschneiden der Wissenschaften und Künste nicht mit sich zog. Es wurde amtlich erklärt, daß für die Lebensmöglichkeit der Künstler von der Sowjetregierung gesorgt und für Maler, Schriftsteller und Musiker Kataster gebildet werden würden.

Die Freude, welche diese Erklärung unter den Künstlern, die auf einmal ihren nachmittägigen Picknick gesichert sahen — hervorrief, wich gar bald gewissen Besorgnissen: wer wird wohl in diese Kataster hineingelangen? Diese Besorgnis wuchs, als bekannt wurde, daß sowohl in das Katasterdirektorium der Maler, als auch in das der Musiker — welche die Wahl der Mitglieder vollmächtig in der Hand hatten — nur solche Leute waren, die man bisher in der „anständigen“ Kunst zumindest für verrückt hielt.

In diese Direktorien kamen nämlich nur Vertreter der äußersten malerischen, schriftstellerischen und musikalischen Richtung hinein. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie ist es möglich, daß gerade jetzt, wo die Arbeiter zur Herrschaft gelangen, denen fast jede künstlerische Bildung fehlt, plötzlich diesen äußersten Richtungen ausschließliche Berechtigung gegeben wird*) und sie zur „offiziellen“ Kunst erklärt werden!?

In Wahrheit hoben nicht die Arbeiter diese anarchistischen künstlerischen Richtungen zur führenden Richtung, sondern ihre Vertreter, junge Maler, Dichter und Komponisten, die also bürgerliche Ideologen ihrer Kunst, deren Ziel, des Menschen innerlichste Aufrüttelung und Revolutionierung ist, nur in einer von allem Hergebrachten befreiten und unbeeinflussten Gesellschaft denken konnten. So verkündeten sie, als unzertrennbaren Mitgänger und zugleich als jedes weiteren Schrittes Grundsatz, schon während des Weltkrieges dunkelsten Jahren, die Notwendigkeit des Kollektivismus.

Am besten bezeugt dies das deutsche Beispiel, wo in den Spartakistenbewegungen die Zeitschriften der äußersten künstlerischen Richtung „Die Aktion“ und der „Sturm“ mit ihren Künstlergarden den Löwenanteil der Führung hatten. Guilbeaux, der hingerichtete französische Kommunist, war ein Dichter, der sich in dieser äußersten Richtung betätigte; und die Kämpfer des russischen Bolschewismus sind großenteils ebenfalls junge Dichter, Maler, Schriftsteller; Moskaus und Petersburgs Mauern bedeckten die bunten Plakate der Kubisten, Futuristen und Expressionisten.

In Budapest war die Zeitschrift „Ma“ die Vertreterin dieser äußersten Richtungen, und selbstverständlich zugleich auch die Verkünderin des Kollektivismus.

In den Tagen der Oktoberrevolution war dies die einzige Gruppe, welche in einer Extranummer statt der bürgerlichen Revolution, die Revolution des Kommunismus forderte. Die um die Zeitschrift „Ma“ sich scharenden jungen Maler, Schriftsteller und Dichter bilden beim Ausbruch der Proletardiktatur nach Berliner Muster die Gruppe der Aktivisten; ihre bedeutenden Vertreter sehen wir gar bald in dem Kunstdirektorium, als die vollmächtigen Leiter in Dingen der Malerei, Schriftstellerei und Musik.

Der Hauptfehler des Kommunismus war der, daß er in der Theorie vollendet erschien und in der Praxis versagte. Das Katasterwesen war aber eine Mißgeburt, die nicht nur in der Praxis völlig versagte, sondern schon in der Theorie.

*) Wenigstens wird dieser Anschein erweckt.

Diejenigen, aus deren Gehirn der Gedanke der Katasterordnung entsprang, ließen außer acht, daß auf dem Gebiete der Kunst jedweder objektive Wertmesser fehlt. In der reichen Tonleiter der verschiedenen Richtungen ist es unmöglich von einem Gesichtspunkt aus dem strengen Akademiker und einem in äußerster kubistischer Richtung Arbeitenden gerecht zu werden. Gerade dieses schwerwiegenden Fehlers Folgen zeigten sich sofort, als das Katasterwesen organisiert wurde.

Die Kunstdirektorien bestanden, wie wir schon erwähnten, größtenteils aus solchen Individuen, die nicht nur überzeugte Kommunisten waren, sondern zu gleicher Zeit Vertreter der äußersten künstlerischen Richtungen. Die Wahl der Katastermitglieder und ihre Einschätzung geschah auf Grund dieser beiden Gesichtspunkte. Während man einerseits die soziale Wirksamkeit des Betreffenden prüfte, kam andererseits das in Betracht, in welchem Maße es ihm gelungen war, die Freiheit seiner Richtung den Verlockungen des Kapitals gegenüber zu bewahren, und daß von diesen beiden Gesichtspunkten aus geurteilt wurde, daraus wurde auch kein Geheimnis gemacht. Man zog scharfe Grenzlinien zwischen die Künstler, der „Bourgoi“ und des „Proletariats“ und verstanden unter letzterem selbstverständlich ihre eigenen anarchistischen Richtungen. Ebenso, wie in der Politik, forderten sie auch in den Künsten die Diktatur und protestierten gegen jede Bestrebung, welche die „Bourgoikunst“ in den Sowjetstaat „hinüberretten“ wollte.

Jawohl, aber was sollte mit der erdrückenden Zahl derjenigen Künstler geschehen, die weder in sozialer Richtung sich betätigten, noch künstlerische Anarchisten waren, die aber während ihres ganzen Lebens, als Schriftsteller, Musiker, Maler gewirkt? Ausschließen konnte man sie nicht, denn dieses hätte nicht nur im „Publikum“ sondern selbst in der Arbeiterschaft, — (welche, wie wir später sehen werden, mit dieser ihnen aufdiktierten „Proletariatskunst“ nicht sonderlich sympatisierte) — Empörung erweckt.

So gelangten langsam auch die Künstler der „Bourgoi“ in die Kataster und bald erschienen die „Katasterlisten“, in welchen die Künstler nach „Qualität“ geordnet waren: nach dieser Ordnung wurde ihr Gehalt festgestellt. Ein Franz Herzeg konnte mit großer Freude feststellen, daß sein Name neben dem eines noch unbekanntes jungen Dichters prangte, dessen ganze Kunstbetätigung sich auf einige im „Ma“ erschienene Gedichte beschränkte.

Wäre wohl die Katastereinrichtung lebensfähig gewesen, wenn die Proletardiktatur nicht gestürzt worden wäre? Hätten die Künstler erlöst von materiellen Sorgen — freier arbeiten können? — Es ist sicher, daß die staatliche Bezahlung nur eine noch größere Gebundenheit bedeutet hätte.

Ein Kataster sich ohne Schiedsgericht vorzustellen ist undenkbar. Und wenn ein Schiedsgericht vorhanden ist, sei es auch welcher Richtung immer, es bliebe immer eine Richtung und bedeutete beim Abwägen immer einen „Gesichtspunkt“. Und wenn wir noch dazunehmen, daß die Künstler viertel- oder halbjährig mit fertigen Arbeiten hätten vor diesem Schiedsgericht erscheinen müssen, damit diese die Berechtigung zu weiterer Staatsbezahlung immer wieder feststellen könnten, so steht klar vor uns, daß die Katasterordnung nicht nur „richtungsgebende“, sondern auch „zeitbestimmende“ Gebundenheit gewesen wäre. Kann man aber in der Kunst auf ausgemessene Zeit arbeiten? Gibt es nicht oft Monate, selbst Jahre, in denen der Künstler zwar neue Energie sammelt, aber zu einer aktiven Arbeit unfähig ist? Abgesehen von all diesem, die Tatsache an und für sich, daß der Staat die Kunst nach eigenem

Gutdünken bezahlt, lastet so schwer auf dem selbstbewußten Künstler und bringt so sehr das Empfinden der Gebundenheit und Verkauftheit mit sich, daß ein wahres künstlerisches Schaffen unmöglich gemacht wird.

Der Katastergedanke ist tatsächlich eine Mißgeburt und sein Ableben ist nicht im Mindesten zu bedauern.

In der ersten Zeit der Proletardiktatur herrschten die durch die Zeitschrift „Ma“ vertretenen Richtungen. Auch jener Umstand half ihnen, das Georg Lukács Unterrichtsminister wurde, der ebenfalls nicht Sozialistenführer, sondern bürgerlicher Ideologe war und mit den neuen Kunstrichtungen sympatisierte.

Die „Ma“ Zeitschrift erhält bald Ausstellungsräumlichkeiten in der Kossuthgasse, wöchentlich zweimal gibt sie Künstlerabende, in denen ihre jungen Dichter ihre Gedichte vorlesen; Bartók's, Schönberg's und anderer bedeutender Komponisten Lieder, Vorträge über neue Malerei, Dichtung und Musik füllen die Abende; Schauspieler deklamieren Gedichte von Walt Whitman, Guilbeaux, Ivan Goll und moderner Deutschen, Franzosen und Russen. Ein junger Kritiker des „Ma“ wird der Direktor des „Nemzeti Színház“, ein anderer des „Vigszínház“.

Auf den Straßen erscheinen die ersten Plakate der neuen Richtung: Ujz Bélas sowohl in der Komposition, als in der Textur eindrucksvollen marschierenden roten Soldaten. Für Béla und Robert Berényi überraschen mit interessanten Plakaten

Mit einem Wort: Gebietseroberung auf der ganzen Linie.

Die Ausbreitung dieser äußersten Richtungen lösten alsbald eine Gegenaktion aus. Die Leiter dieses Angriffes sprachen im Namen der in künstlerischer Auffassung stark konservativen Arbeiterschaft. Nicht nur die „Ma“ wurde angegriffen, nicht nur die Entfernung der neuernannten Direktorien gefordert, nicht nur dagegen wurde protestiert, daß einige „Verrückte“ das Publikum mit ihren Plakaten erschrecken, und solche Gedichte der Arbeiterschaft aufgedrungen werden, von denen sie nichts versteht, sondern man zog den Volkskommissär Georg Lukács zur Verantwortung, weil er diese Kunst des Wahnsinns unterstützt und zur offiziellen Kunst erhoben habe.

Gegen diese Angriffe erhob sich das Gegenlager und klagte alle, die die neue Kunst und den Volkskommissär angriffen, als „Kulturgegenrevolutionäre“ an. Wir wollen auf die Einzelheiten dieser langen und jedenfalls interessanten Polemik nicht eingehen, die zwei Wochen das anregendste Thema der Zeitungen war. Auf einer Arbeiterratsitzung kam die Sache zur Verhandlung und Bela Kún äußerte, daß diese äußersten Kunstrichtungen nichts anderes seien, als die Dekadenz der Bourgoikunst. Auf diese Äußerung gab Ludwig Kassák, die Seele der anarchistischen Richtungen im „Ma“ die Antwort, in einem „Öffener Brief an Béla Kún“ betitelten Aufsatz. Er erkennt an, daß Béla Kún auf dem Gebiet der Diktatur ein guter Taktiker sein mag, aber er bezweifelt, ob er in künstlerischen Fragen maßgebend sein könnte. Lang und breit behandelt er den Zusammenhang zwischen der neuesten Kunst und dem Kommunismus und stützt seine Beweisführung mit französischen, deutschen und russischen Beispielen. Hiemit endigt auch der Streit und die äußersten Kunstrichtungen behalten die Führerrolle.

(Schluß folgt.)

Musikalische Aphorismen

Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache, wie das Gefühl Anfang und Ende des Verstandes, der Mythos Anfang und Ende der Geschichte, die Lyrik Anfang und Ende der Dichtkunst ist. Rich. Wagner.

Wenn man dem echten Genius der Musik treu bleibt, so hat auch die neueste Tonkunst mit allen ihren raffinierten instrumentalen Vorzügen keinen andern Sinn als die Flöte Tubalkins, des ersten Bläusers, als der Dudelsack des ersten Sinesen, als der Jodel des Aplers, als der Psalm des Mönchs, das Deckelschlagen und Bambusschwingen der Neger, als Cäcilias Orgelchen, Paganinis Geige, Mozarts Oper und Hugo Wolfs Lied. Nämlich die Aufgabe, in einer andern Sprache als der wörtlichen oder der malenden oder der architektonischen, in der Sprache der Töne von Seele zu Seele zu reden. Liszt.

Wo die Sprache aufhört, fängt die Musik an.

E. T. A. Hoffmann.

Wenn die Musik sich die höchste Kunst nennt, wenn der christliche Spiritualismus sie als einzig des Himmels würdig in die überirdische Welt versetzt hat, so liegt dieses Höchste in den reinen Flammen des Gefühls, die von Herz zu Herzen ineinanderschlagen ohne Hilfe der Reflexion. Sie ist Hauch von Mund zu Mund, strömendes Blut in den Adern des Lebens! Liszt.

Was uns ergreift und im hochaufstürmenden Wirbel aller Leidenschaften uns über diese erhebt und der Welt uns entrückend an die Ufer eines schöneren Lebens trägt: — ist es nicht die Musik, die vom Urquell alles Gefühls belebte Musik, die so wie dieses in uns schwebt, ehe es sich kundgibt, ehe es in der Gießform des Gedankens gerinnt und erstarrt? Liszt.

Melodie und Harmonie, die zwei Hauptfaktoren der Tonkunst, finden sich in der Natur nicht vor, sie sind Schöpfungen des Menschengenies. Ed. Hanslik.

Der Grundbaß ist uns in der Harmonie, was in der Welt die unorganische Natur, die roheste Masse, auf der alles ruht und aus der sich alles erhebt und entwickelt. Schopenhauer.

Harmonische Musik ist ein Bild der ideedurchdrungenen Welt, des ganzen großartig nach allen Dimensionen sich ausbreitenden, nach allen Richtungen fest und schön in sich zusammenhängenden und geordneten überall konkrete Einzelgestaltungen aus seinem Schoße an die Oberfläche hervortreibenden Universums; die Melodie ist die Einzelgestalt, die Harmonie das Ganze, auf dem sie ruht und dessen Teil und Glied sie ist. F. Th. Vischer.

Rhythmus und Harmonie dringen am tiefsten in das Innere der Seele ein und ergreifen sie am stärksten. Plato.

Sprich, und du bist mein Mitmensch, singe, und wir sind Brüder und Schwestern! Hippel.

Wenn das Volk durch systematische Arbeit erst wieder einmal des Schatzes seiner Volksmusik bewußt geworden ist, wird man eine wirksame Handhabe gegen den Schmutz und die Fote der Tingtangelprodukte besitzen. W. Nagel.

Das unverdorrene Volk hat Sinn für die Musik, wenn sie natürlich und gesund, dem reinen menschlichen Gefühl entspricht; und durch nichts kann mehr auf das Volk gewirkt werden, als durch eine edle Musik. Thibaud.



Verschiedenes

Wie leben unsere evang.-kirchlichen Pensionisten?

Schlimm, kümmerlich, in Mangel und Dürftigkeit, wie nie zuvor, obgleich man sie, insbesondere die Volksschullehrer, auch in ihrer Aktivität mit Leckerbissen wahrlich nicht verwöhnt hat. Zwar haben sie, derweil sie im schweren Dienste waren, ihre hohen Beiträge zur Pensionskasse in vollwertigen Kronen gewissenhaft bezahlt, wie schwer es sie bei ihrem geringen Gehalt auch oft ankam; aber sie taten es dennoch im Hinblick auf ihr nahendes Alter, von dem sie hofften, daß es ein ruhiges, angenehmes sein werde, wenn sie einst dem Dienst in Schule und Kirche Lebewohl! sagen würden. Der Weltkrieg hat diese Hoffnung für viele zunichte gemacht.

Die Landeskirche, unser aller geistige Mutter, zahlt nun den Ruhegehaltsempfängern die Pension, die sie sich im schweren Dienst erworben, mit der fast völlig entwerteten Krone aus, die wirtschaftlich kaum den zehnten Teil dessen bedeutet, was unsere armen Ruhegehaltsempfänger an die Pensionskasse eingezahlt haben. Es ist fürwahr ein Jammer, aber doch auch eine nicht mehr zu verhüllende Tatsache, wie schwer sie unter der Teuerung leiden. Mit zehn- und zwanzigfachen Preis müssen sie die Lebensmittel bezahlen, immer mit derselben schwachen Pension, die fast nicht mehr zählt und bei der an die Beschaffung von Kleidern und Wäsche gar nicht gedacht werden kann.

Der durch die Entwertung unserer Währung hervorgerufene Ausfall von Einkommen könnte unsern Pensionisten, zwar ersetzt werden, wenn man in unserer Landeskirche dem hochherzigen Beispiele des rumänischen Staates, der den Pensionisten in Staat, Komitat und Gemeinde eine 100 prozentige Aufbesserung ihres Ruhegehaltes reicht, folgen wollte und man bei uns nicht immer so skrupelos wäre und in der Landeskirche zu diesem Zwecke eine Umlage machen würde.

Ja, für die Aktiven in Schule und Kirche hat man immer eine offene Hand, wie auch das herrliche Beispiel der ev. Kirchengemeinde Kronstadts in der neuerlichen Gehaltserhöhung ihrer Lehrer und Professoren gezeigt hat und auch Bistriz, daß seinem Stadtpfarrer eine Personalzulage von 7000 Kronen zugezahlt hat.

Unsere Pensionisten beanspruchen keine so hohen Unterstüzungen, auch kein Wohlleben; ferner liegt ihnen jedes Verlangen nach Schwelgerei, ja selbst auf Kunstgenüsse, wie sie jeder Gebildete haben zu müssen meint, verzichten sie, nicht ausgeschlossen interessante Lektüre, das tägliche Brot des Geistes, das sie so schwer vermissen



HARTA

F. A. Harta, Wien: Tuschzeichnung.

Weder die 26. noch die 27. Landeskirchenversammlung hat sich dazu aufgeschwungen, nachdem sie selber für uns Ruhegehaltsempfänger außer der mageren Kriegszulage nichts weiter tun zu können meinte, als an die Gemeinden eine kräftige Aufforderung zur Unterstützung ihrer armen Pensionisten zu richten. Die Letztere „erwartet“ dieses bloß von den Gemeinden. Wie rücksichtsvoll, aber auch wie wenig wirksam. Selbst jene Herren, welche in der 27. Landeskirchenversammlung an dem Beschlusse betreffend diese „Erwartung“ mittätig waren, haben unsers Wissens zur Verwirklichung derselben in ihren Gemeinden nichts getan. Und doch müßte jemand in Presbyterium und Gemeindevertretung Anregung und Anstoß dazu geben. Vielleicht geschieht es noch; zu spät wäre es nicht.

A. S.



Für die Leser

Unsere Zeitschrift hat sich die schwere Aufgabe gestellt mit aller Kraft für unsere Kultur einzustehn. Die Mitglieder der neuen Zielgesellschaft stellen nicht nur ihre Arbeitskraft zur Verfügung, sondern haben sich auch mit Kapital beteiligt. Niemand von den Mitgliedern arbeitet

für eigenen Nutzen. Wir sind keine Geschäftsunternehmung, sondern wollen ideale Förderer unserer Kultur sein.

Darum treten wir auch an unsere Leser mit der Bitte heran, sich so zahlreich, als möglich auf unsere Zeitschrift vorzumerken. Nur ein fester Abonnentenkreis kann die Zeitschrift für die Zukunft sicher stellen. Weiter ergeht unser Aufruf an alle Kaufleute, Industriellen und Unternehmer Anzeigen für „Das neue Ziel“ einzufenden. Abgesehen, daß dadurch die Zeitschrift sicher fundiert wird, ist es auch wirkungsvoll in ihr zu anonzieren, da dieselbe in allen größeren Städten, an allen Bahnhöfen Großrumäniens in Vertrieb gelangt.

Für die Mitarbeiter

Unverlangte Manuskripte, werden nicht zurückgeschickt. Veröffentlicht werden nur Beiträge, die ausdrücklich für „Das neue Ziel“ eingesendet werden. Anonyme Sendungen werden nicht angenommen.

Kleinere, den Sinn nicht störende Änderungen behält sich die Schriftleitung vor.



Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

Johann Kowalek

**Kunst- und Möbel-
tischler**

**Kronstadt
Breiter Bach 12.**

1-6

**Hotel
Aktiengesellschaft**

**Hotel „Krone“
Kronstadt**

**Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant**

1-24



Alle Freunde des „Neuen Zieles“ werden ersucht, dieses in allen Caféhäusern, Restaurationen und Hotels zu verlangen. Probenummern werden jederzeit kostenlos zugeschickt.



Kompositionen! von Kapellmeister Emil Honigberger:

- Op. 1. „Stimmungen aus Siebenbürgen“ 13 Klavierstücke.
Op. 2. 8 Lieder nach Claudius, Eichendorff und Mörike.
Op. 3. „Der wandernde Musikant“ 7 Lieder v. Eichendorff.
Op. 4. 15 Volkslieder.

„Mit steigendem Interesse lauschte und jubelte das Publikum diesen Liedern zu.“
„Sie sind voll überraschender Wendungen, origineller Harmonik und treffen die Stimmungen meisterhaft. Dabei ist alles von echter Originalität.“
Siebenb. Deutsches Tageblatt.

„Worunter hauptsächlich „Der wandernde Musikant“ durch seine edle Auffassung und melodienreich geformte Charakteristik Bewunderung und Anerkennung erzielte.“
Rumänischer Lloyd.

„Es sind gar zart empfundene, aus warmen, jugendfrischen Herzen kommende Kompositionen.“
Bukarester Tageblatt.

„Und dann die herrlichen Volkslieder, die einen ganz vergessen machen, dass diese Lieder komponiert, und nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen sind.“
V. Orendi Homenau.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Spezialwerkstätte für
Feinmechanik

HANS CLOOS

Kronstadt, Rosenanger Nr. 6

Reparaturen von Schreib-, Rechen-
und Nähmaschinen, Apparaten, In-
strumenten und sonstigen fein-
mechanischen Artikeln

Ständiges Lager von
Schreibmaschinen
u. den dazu gehörigen Bestandteilen

1-6

FRIDOLIN K. JIRKOVSKY

Herrenschneider

Kronstadt, Rossmarkt 2

Vornehme, tadellose, moderne
Arbeit!

Pünktlich und preiswert!

1-6

Buchdruckerei und Buchbinderei

Brüder Schneider & Feminger

Kronstadt, Purzengasse 57

übernimmt alle in dieses Fach
schlagende Arbeiten.

1-6

Med. univ. Dr. F. Herfurth

gew. Volontärarzt der Internen Kliniken in Graz, Wien, Berlin,
gew. mitleidender Arzt der Kuranstalt in Brixen und der Nerven-
heilanstalt „Schweizerhof“ bei Graz.

Ordiniert für **Innere-, Stoffwechsel-** (Gicht, Zuckerk.
etc.) und **Psychische Erkrankungen**
vorläufig von 11—12 und 2—4 Uhr.

Kronstadt, Klostergasse 34. I.

2-3

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66—68.

2-6

Jekelius & Stotz

Glas- Porzellan- und
Lampen-Handlung

Kronstadt
Purzengasse Nr. 19

1-6

Wilh. Hiemesch

Buchhandlung

Kunst-, Musikalien-, Schreib-
requisiten und Lehrmittelhand-
lung. Grosse Auswahl von Tou-
ristenkarten und Ansichten von
Kronstadt und Umgebung

Kronstadt
Kornzeile 7

1-6

Graphische Kunstanstalt

G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt
Burggasse 134—136.

erzeugt als Spezialität:
Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

1-6

Brüder Gust

Kronstadt
Kornzeile 8

Atelier- Heim- Blitz-
lichtaufnahmen
Vergrößerungen
u. s. w.

1-6

Ludwig Miess

Lederhandlung

— Kronstadt —

Purzengasse Nr. 22.

1-6

Buchhandlung

Eduard Kerschner

Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

1-6

„Das neue Ziel“

Blätter für Kultur, Kunst, Kritik

Jeder fortschrittliche Deutsche Großrumäniens lese diese Blätter! — Mitarbeiter aus allen Gegenden Großrumäniens.

„Das neue Ziel“ veranstaltet Kunstausstellungen, Musik- und Vortragsabende.

„Das neue Ziel“ soll ein Sammelpunkt ostdeutscher Kultur und Kunst werden, darum wende sich jeder Künstler, Maler, Musiker, Vortragskünstler an die Schriftleitung.

■ ■ ■

Honorare für Beiträge: 45 Kronen für eine Druckseite, 45 Kronen für eine Reproduktion.

■ ■ ■

$\frac{1}{12}$ Seite Anonce zu 100 Kronen vierteljährig.

Die neue Zielgesellschaft.
Schriftleitung: Burggasse 7.